

EINE WELT



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Direktion für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA

NR. 3 / SEPTEMBER 2020

Das DEZA-Magazin
für Entwicklung und
Zusammenarbeit

www.eine-welt.ch

DATEN

Chancen, Lücken, Risiken

JORDANIEN

Vernachlässigte Jugend

LOKALE PARTNER

Ergänzen statt ersetzen

DOSSIER

DATEN UND ENTWICKLUNG



8

Daten für eine nachhaltige Entwicklung

Verlässliche Daten sind die Grundlage für fundierte Entscheide – im besten Fall werden sie zu Treibern der UN-Ziele für nachhaltige Entwicklung

10

Mit «Big Data» und Apps gegen Covid-19

Die Analyse von grossen, unstrukturierten Datenmengen hilft, die Ausbreitung des Virus einzudämmen

14

«Open Data ist eine Frage des Willens, nicht des Geldes»

Interview mit der Statistikerin Shaida Badiie, die prüft, ob Regierungen ihre Daten der Bevölkerung frei zur Verfügung stellen

16

Benin macht die Ärmsten sichtbar

Das westafrikanische Land richtet seine Statistiken auf die verletzlichsten 20 Prozent seiner Bevölkerung aus

18

Albaniens Sprung ins digitale Zeitalter

Die Schweiz unterstützt den Balkanstaat, seine statistischen Dienste zu erneuern

19

Facts & Figures

Sie finden uns auch im Internet:

www.eine-welt.ch
www.un-seul-monde.ch
www.un-solo-mondo.ch
www.one-world-magazine.ch

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen. Deshalb geben nicht alle Beiträge notwendigerweise den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

HORIZONTE

JORDANIEN



20

Jordanien vernachlässigte Jugend

Das arabische Land am östlichen Ufer des Jordan hat eine der höchsten Jugendarbeitslosigkeitsraten weltweit

24

Aus dem Alltag von...

Jill Schmidheiny, Projektleiterin Schulsanierungen im Kooperationsbüro in Jordanien Hauptstadt Amman

25

Gute, schlechte oder überhaupt keine Nachbarn

Die jordanische Journalistin und Geschäftsfrau Rana F. Sweis über Nachbarschaftshilfe während der Corona-Pandemie

DEZA



26

Bessere Hausärzte – gesündere Kirgisen

In Kirgisistan passen das Genfer Unispital in Zusammenarbeit mit den Akteuren vor Ort die Mediziner Ausbildung an

29

Innovationsschub für Kroatien

An der Uni Zagreb vergibt ein Pilotprojekt eine Million Franken an Nachwuchstalente zur Umsetzung ihres Forschungsprogramms

FORUM



32

«Ich liebe Herausforderungen»

Die neue DEZA-Direktorin Patricia Danzi über ihre sportliche Vergangenheit und den Hindernislauf, mit dem die internationale Gemeinschaft konfrontiert ist, wenn sie die Armut besiegen will

35

Lokale Partner ergänzen, statt ersetzen

Die internationale humanitäre Hilfe will mehr Verantwortung und Budgethoheit an lokale Akteure abgeben

37

Neue Alte Welt

Carte blanche: Die Bosnierin Aida Begić über das Schöne in der Apokalypse

KULTUR



38

«Ein ewiger Fremder zu sein, ist das dunkelste Gefühl»

In seiner Heimat ist er ein Star, in Europa kannte ihn lange niemand: Ein Interview mit dem kurdischen Schriftsteller Bachtyar Ali

3 Editorial

4 Periskop

31 Einblick DEZA

41 Service

43 Fernsucht mit Ouelgo Téné

43 Impressum

DAMIT NIEMAND AUF DER STRECKE BLEIBT



Wie gut kommen die Länder in der Bekämpfung der Armut voran? Wie in der Umsetzung der UN-Ziele für nachhaltige Entwicklung? Wie kann in einer Krise rasch und wirksam gehandelt werden? Gute und zur rechten Zeit verfügbare Daten sind entscheidend für Entwicklung. Dazu aber braucht es leistungsfähige Institutionen in allen Ländern. Unter den Experten und Expertinnen gibt es indes warnende Stimmen, die bei der fristgerechten Erhebung guter Daten und der Stärkung der verantwortlichen Institutionen zentralen Handlungsbedarf sehen. Diese Erkenntnis hat die internationale Gemeinschaft veranlasst, das UN-Weltdatenforum zu erschaffen, das im Oktober in Bern hätte tagen sollen. Die Corona-Pandemie hat den Schweizer und UN-Verantwortlichen einen Strich durch die Rechnung gemacht: Die physische Konferenz musste um ein Jahr verschoben, das diesjährige Programm auf eine virtuelle Veranstaltung reduziert werden. Doch der vorliegenden Ausgabe von «Eine Welt» entnehmen Sie wichtige Einschätzungen zum Thema und Informationen über den Beitrag der Schweiz.

Auch Albanien, mein Gaststaat, ist unterwegs. Das Land im Westbalkan erneuert seine statistischen Dienste mit Unterstützung der Schweiz. In Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Statistik wird das Nationale Statistische Institut Albaniens beim Aufbau einer modernen Statistik unterstützt. Diese soll helfen, öffentliche Dienstleistungen auf Gemeinde- und auf nationaler Ebene besser zu planen und umzusetzen. Die Transparenz in der Verwaltung soll gestärkt werden, und zudem hilft die Zusammenarbeit dem Land, in seiner europäischen Integration voranzukommen.

Wie Francesca Perucci, Chefin des Statistikdienstes der UN, in dieser Ausgabe betont, geht es bei der Erarbeitung zuverlässiger Daten besonders auch um die verletzbaren Personen und benachteiligte Gruppen der Bevölkerung. Damit niemand auf der Strecke bleibt (Leave no one behind), müssen diese Menschen auch in Entwicklungsplänen und in der Statistik angesprochen werden. Albanien macht gute Fortschritte in der Erarbeitung von Sozialplänen auf Gemeindeebene, in der Einrichtung eines Informationssystems und der Bereitstellung spezialisierter Dienstleistungen für verletzbare Personen. Die Schweiz unterstützt dies massgeblich.

Die Stärkung der Institutionen ist ein Ansatz der Schweiz, den sie auf die Statistik aber auch auf viele andere Bereiche anwendet. Sie tut dies im Rahmen der Internationalen Zusammenarbeit der DEZA und des SECO. Leistungsfähige Institutionen sind ein unerlässliches Mittel für das Erreichen der Entwicklungsziele eines Landes. Das Vertrauen der Bürgerinnen und Bürger, sowie des Privatsektors in die Institutionen ist dabei eine zentrale Messgrösse für den Erfolg. Auch hier ist Albanien unterwegs. Wir kommen gut voran, sind aber noch nicht dort, wo wir sein wollen – ein Ansporn, den Weg der Zusammenarbeit und Partnerschaft in diesem Sinn weiterzugehen.

Übrigens, in diesem Jahr feiern die Schweiz und Albanien 50 Jahre diplomatische Beziehungen. Im Oktober 1970 überbrachte der erste Schweizer Missionschef, Botschafter Hans Keller, sein Beglaubigungsschreiben in Tirana. Haben Sie gewusst, dass Hans Keller auch der erste Direktor der DEZA – damals «Dienst für technische Zusammenarbeit» – war? Ich ergreife diese bemerkenswerte Gelegenheit, um unsere neue DEZA-Direktorin Patricia Danzi herzlich willkommen zu heissen und Sie auf ihr Interview (S. 32) neugierig zu machen.

*Adrian Maître
Botschafter und Chef der IZA in Tirana*



© Oxfam

20 MINUTEN, STATT 20 STUNDEN

(cz) Wer sich keine Waschmaschine leisten kann, verliert jede Woche zahlreiche Stunden damit, die Wäsche von Hand sauber zu bekommen. Nachdem der Londoner Ingenieur Nav Sawney dieses Problem in Indien erlebt hatte, entwickelte er eine Maschine für Menschen, die an Orten ohne zuverlässige und erschwingliche Stromversorgung leben. Sie wird per Handkurbel betrieben, benötigt nur zehn Liter Wasser pro Waschgang und kostet 30 Dollar. Nach Untersuchungen in verschiedenen Ländern konnte Nav Sawney dieses Jahr in Kooperation mit Oxfam und dem Iraq Response Innovation Lab die ersten 50 Maschinen in einem irakischen Flüchtlingslager verteilen. «Ich wollte etwas konstruieren, das wirklich gebraucht wird – das ein Leben zum Besseren verändern kann», sagte der Erfinder gegenüber Oxfam. Mit seiner Maschine reduziert sich die Waschzeit pro Woche von 20 Stunden auf 20 Minuten. Erste Bestellungen aus Kenia, Nigeria sowie Uganda seien bereits eingegangen. Zudem wolle das UNO-Flüchtlingshilfswerk UNHCR die Maschine in Jordanien einsetzen.

REIS FÜR SALZIGE BÖDEN

(zs) Bangladeschs Kleinbäuerinnen und Kleinbauern setzen grosse Hoffnung in eine neue Reissorte, die salzhaltige Böden verträgt. Durch die Klimaerwärmung steigt an der Südküste des Landes der Meeresspiegel, was die Versalzung der Böden fördert und die Kulturen dezimiert. Bereits sind mehr als eine Million Hektar Kulturland geschädigt. Dies gefährdet die Reisproduktion und damit die Versorgung der Bevölkerung mit einem ihrer Grundnahrungsmittel schwer. Die vom Reiserforschungsinstitut des Landes nun gezüchtete Sorte «BRRI Dhan 47» gedeiht nicht nur in leicht salzhaltigen Böden, sie lässt sich auch in Süßwasser und in Krabbenzucht-Anlagen anbauen. Ihr Ertrag ist vielversprechend und entspricht jenem von konventionellen Sorten. Die Kleinproduzenten an der Küste schöpfen wieder etwas Vertrauen in

die Zukunft; allenfalls kehren auch jene zurück, die auf Arbeitssuche in die Hauptstadt Dhaka aufgebrochen sind.

GESUNDHEITSRATSCHLAG PER SMS

(zs) Eine SMS kann Leben retten: Die französische NGO Gret bietet via Smartphones in Burkina Faso personalisierte Gesundheits- und Ernährungsberatung an. Dadurch fallen auch teure und zeitraubende Informations- und Sensibilisierungskampagnen weg. AlloLaafia («Hallo Gesundheit» auf Mooré) vermittelt den Familien im Abonnement Informationen über Familienplanung, Schwangerschaft sowie Säuglings- und Kleinkinderernährung. Beispiel: «Ihr Baby trinkt viel mehr. Das ist normal, es ist am Wachsen. Seien sie unbesorgt. Ihre Muttermilch reicht aus – geben Sie ihm nichts anderes.» Der Dienst ist auf Französisch, Gurma und Mooré erhältlich. Für ein Land mit einer der weltweit höchsten Raten an Kinderfehlernährung und Kindersterblichkeit ist dies besonders wichtig. Die Patientinnen und Patienten werden besser betreut und konsultieren bei Bedarf direkt ein Gesundheitszentrum.

SOZIALE ABSICHERUNG IST ZENTRAL

(sch) Regierungen in Entwicklungsländern müssten als Reaktion auf die Covid-19-Lockdowns kreativ sein, um das Überleben von Millionen Menschen in Armut zu sichern – dies fordern die Entwicklungsökonominnen Rema Hanna und Benjamin Olken in einem Gastbeitrag auf «Project Syndicate». Sie schlagen unter anderem vor, Länder mit «Cash-Transfer»-Programmen sollten die Beiträge und Reichweite der Auszahlungen erhöhen, und Anmeldeverfahren für finanzielle Unterstützung sollten Online oder



© Eddy Peters/Kinshasa/veveine/afp



© Zeichnung Marcin Bondarowicz, Polen

per Telefon so einfach wie möglich gestaltet sein. Unterstützungsprogramme sollten in erster Linie auf grosse Städte fokussieren, die am stärksten unter Lockdowns leiden. Erhalten nämlich Millionen von Wanderarbeitern keine Unterstützung, migrieren diese aufs Land, wie in Indien geschehen. Dadurch tragen sie potenziell zur Verbreitung des Virus in Gegenden bei, in welchen die Gesundheitsversorgung am schlechtesten ist. Zudem schlagen die Autoren vor, dass Regierungen Subventionen für die Gesundheitsversorgung weiter ausbauen. Sie erkennen darin gar eine Chance, die Verletzlichsten auch längerfristig in eine Krankenversicherung zu integrieren.

WAS SICH DIE MENSCHEN WÜNSCHEN

(sch) Zu ihrem 75-jährigen Bestehen haben die Vereinten Nationen im Rahmen der «UN75»-Initiative einen globalen Dialog lanciert. Im Januar 2020 wurden weltweit Menschen zu ihren Prioritäten und Wünschen für die Zukunft befragt. Bis April hatten sich 13 Millionen Menschen an der Initiative beteiligt, wovon über 40000 eine einminütige Umfrage ausgefüllt hatten. In einem ersten Bericht wurden die Rückmeldungen aus 186 Ländern ausgewertet. Sie zeigen eine überwältigende Unterstützung für eine verstärkte internationale Zusammenarbeit – mit einer Zunahme seit Beginn der Covid-19-Pandemie. Als wichtigste Themen für «Die Zukunft, die wir wollen» erachtet die Mehrheit den Umweltschutz, den Schutz der Menschenrechte, die Reduktion von Konflikten, einen gleichberechtigten Zugang zu fundamentalen sozialen Dienstleistungen und den Kampf gegen Diskriminierung.

«ÄRA DES ERFOLGS»

(bf) Junge Menschen in Afrika sind sehr zuversichtlich, dass ihr Kontinent bald eine «Ära des wirtschaftlichen Erfolgs» erleben wird. Dieser soll vor allem durch die voranschreitende Technologisierung und einen erstarkten Unternehmergeist angefeuert werden. Zu diesem Ergebnis kommt eine Umfragestudie der Ichikowitz Family Foundation (www.ichikowitzfoundation.com). Demnach wollen mehr als drei Viertel der afrikanischen Jugendlichen im Lauf der kommenden fünf Jahre eine Firma gründen. Der Hälfte würden hierfür sogar schon 100 Dollar als Startkapital reichen. Von 4200 jungen Menschen zwischen 18 und 24 Jahren, die während der ersten Jahreshälfte 2019 in 14 verschiedenen afrikanischen Staaten befragt wurden, geben sich ganze 82 Prozent davon überzeugt, dass der technologische Fortschritt ein wichtiger Faktor sein wird, mit dessen Hilfe sich das wirtschaftliche Potenzial des Kontinents in Zukunft besser entfalten soll.



© Sven Tomfordt

DOSSIER DATEN

DATEN FÜR EINE NACHHALTIGE ENTWICKLUNG SEITE 8
MIT «BIG DATA» UND APPS GEGEN COVID-19 SEITE 10
«OPEN DATA IST EINE FRAGE DES WILLENS, NICHT DES GELDES» SEITE 14
BENIN MACHT DIE ÄRMSTEN SICHTBAR SEITE 16
ALBANIENS SPRUNG INS DIGITALE ZEITALTER SEITE 18
FACTS & FIGURES SEITE 19



Rohingya-Flüchtlinge aus Myanmar bei der biometrischen Registrierung nahe des Flüchtlingscamps Balukhali im November 2017.

©Copyright

DATEN FÜR EINE NACHHALTIGE ENTWICKLUNG

Verlässliche Daten sind die Grundlage für gut informierte Entscheide. Mit der Agenda 2030 sind die Erhebungen und Berechnungen von Statistikerinnen und Statistikern auch für die Entwicklungszusammenarbeit wichtiger geworden. Im besten Fall werden sie selbst zu Treibern der UN-Ziele für nachhaltige Entwicklung.

Text: Samuel Schläefli



Über 1500 Datenexperten aus mehr als 100 Staaten werden sich im Oktober 2021 am «UN World Data Forum» in Bern versammeln. Darunter Statistiker von nationalen Behörden, Vertreterinnen aus dem Privatsektor, Wissenschaftler und zivilgesellschaftliche Aktivistinnen. Vier Tage lang werden sie eine zentrale Frage diskutieren: Mit welchen Daten, Statistiken und Methoden können sie die 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung (siehe Kasten) nicht nur messen, sondern selbst zur Realisierung beitragen? Die acht «Millennium-Entwicklungsziele» für die Periode 2000 bis 2015 umfassten 21 Unterziele und 60 Indikatoren. Bei den Zielen für nachhaltige Entwicklung für den Zeitraum zwischen 2015 und 2030 sind es bereits

169 Unterziele mit 231 Indikatoren. Damit soll die globale Entwicklung umfassender und detaillierter verfolgt werden als je zuvor. Gleichzeitig wird berücksichtigt, dass nachhaltige Entwicklung nur aus dem Zusammenwirken vieler Faktoren resultieren kann.

Riesige Datenlücken

Doch es gibt ein Problem: Die meisten Staaten erheben nicht einmal für 50 Prozent der Indikatoren regelmässige Daten. Das steht in der Einleitung zum «Bericht 2019 – Ziele für nachhaltige Entwicklung» der UNO. «In gewissen Staaten werden nicht einmal die grundlegendsten Indikatoren, wie die Bevölkerungszahl und Kindersterblichkeit, regelmässig gemessen», sagt Francesca Perucci, Assistenzdirektorin der statistischen Dienste am UN-Hauptquartier in New York. Die Datenwüsten sind riesig: 18 Staaten mit geringen Einkommen haben von 2009 bis 2018 keine Bevölkerungszählung und -befragung durchgeführt. Dies verunmöglicht die Berechnung der Armutsentwicklung.

Nur die Hälfte der Staaten berechnet die Entwicklung des BIPs anhand von aktualisierten Referenzwerten. Programme zur Stimulierung der Wirtschaft basieren dadurch auf falschen Annahmen. Bei Indikatoren zur nachhaltigen Entwicklung im Umweltbereich, wie zum Beispiel der Wasserqualität oder abgeholzten Flächen, sind die Datenlöcher noch grösser. Dies obschon die Verfügbarkeit von qualitativ hochstehenden Daten selbst Teil der Agenda 2030 ist (im Unterziel 18 zu SDG 17).

Nicht ersichtlich: die Verletzlichen

Das hat weitreichende Folgen. «Unter dem Mangel an Daten leiden vor allem die Verletzlichen», sagt Francesca Perucci. Eine Geburtsurkunde oder ein Eheschein sind meist die Basis für eine rechtliche Identität und damit Türöffner für staatliche Dienstleistungen, wie

«UN WORLD DATA FORUM» 2021 IN BERN

Nach Kapstadt (2017) und Dubai (2018) war geplant, das dritte UN-Weltdatenforum (UNWDF) kommenden Oktober im Kursaal in Bern durchzuführen. Aufgrund der Corona-Pandemie und den damit verbundenen Schwierigkeiten für die Planung einer globalen Veranstaltung wurde das Forum jedoch Anfang Juli auf Oktober 2021 verschoben. Diesen Herbst wird lediglich eine verkürzte Ausgabe des UNWDF-Programms in virtueller Form abgehalten, um auf die wichtigsten Themen einzugehen. Das UNWDF wird durch das Bundesamt für Statistik (BFS) gemeinsam mit dem EDA, weiteren Bundesämtern und der UNO organisiert. Die Veranstaltungsreihe «Road to Bern» zum Thema Daten und Entwicklung wird bis ins Jahr 2021 fortgesetzt. Zudem gründete die DEZA gemeinsam mit dem BFS das «Bern Network on Financing Data for Development». Ein Netzwerk aus Entwicklungs- und Statistikexperten ruft die Staatengemeinschaft dazu auf, die finanzielle Unterstützung für die Statistik in Ländern mit tiefen und mittleren Einkommen von derzeit 0.33 Prozent der Ausgaben für Entwicklungszusammenarbeit auf 0.7 Prozent zu steigern. Kapazitäten in nationalen Statistikämtern und der Wissensaustausch zwischen Staaten sollen künftig stark ausgebaut und internationale Standards gestärkt werden. Am Forum wird dafür ein neuer Finanzierungsrahmen präsentiert, der auch Stiftungen und multilaterale Organisationen einschliesst.

Weitere Informationen:
www.roadtobern.ch;
www.bernnetwork.org

Stolz zeigen Landfrauen in Ahmedabad im indischen Bundesstaat Gujarat ihre Smartphones: Via eine mobile App kaufen und verkaufen diese Unternehmerinnen ihre Landwirtschaftsprodukte und verdienen damit ihren Lebensunterhalt.

© Subhash Sharma/Polaris/laif



medizinische Versorgung oder finanzielle Unterstützung. «Strassenkinder, Menschen mit Behinderungen, Kleinbäuerinnen in entlegenen Gebieten, Indigene – all diese Gruppen tauchen in vielen nationalen Statistiken bis heute nicht auf.» Sie gingen in aggregierten Daten und den daraus berechneten Durchschnittswerten unter, erklärt Perucci.

Ihre Lebenssituation, zum Beispiel Hürden im Zugang zu Wasser, zu Gesundheitsversorgung oder Bildung, bleibt unsichtbar. Dies steht in krassm Widerspruch zu den Versprechungen der Agenda 2030, wonach niemand auf der

Strecke bleiben soll (Leave no one behind). Verlässliche Daten, die zeigen, wo Handlungsbedarf besteht und wo Interventionen am wirkungsvollsten wären, sind dafür zentral. Doch: «Investitionen in statistische Werkzeuge sind meist nicht direkt in der Zahl geretteter Leben erkennbar», weiss Perucci. «Für viele Entscheidungsträger haben sie deshalb keine Priorität.»

Die Zauberformel für eine bessere Repräsentation der Verletzlichsten in den Statistiken lautet «disaggregieren». Daten müssten stärker aufgeschlüsselt werden nach Untergruppen mit unterschiedlichen Lebenswelten, abhän-

gig von Geschlecht, Einkommen, Bildung und Wohnort. Dafür sind jedoch Wissen, eine gute Infrastruktur und finanzielle Ressourcen nötig. Die internationale Organisation «Paris21», die auf die Förderung von Statistik in Entwicklungsländern spezialisiert ist und von der Schweiz mitfinanziert wird, hat berechnet, dass jährlich 700 Millionen US-Dollar nötig wären, damit Entwicklungs- und Schwellenländer ihre Statistiksysteeme auf ein verlässliches Niveau weiterentwickeln könnten.

MIT «BIG DATA» UND APPS GEGEN COVID-19

Die Covid-19-Krise zeigt, wie sehr wir auf verlässliche Daten angewiesen sind. Die Analyse von grossen, unstrukturierten Datenmengen hilft dabei, die Pandemie besser zu verstehen und die Ausbreitung des Virus einzudämmen.

(sch) John Ioannidis, Epidemiologe an der Universität Stanford, nannte die Covid-19-Krise ein «Evidenzfiasko». Kritische Daten, um den Umfang der Pandemie realistisch abzuschätzen, fehlten und dadurch auch Grundlagen für evidenzbasierte und weitsichtige Entscheidungen, so der Forscher.

Vielerorts zeigten sich strukturelle Schwächen: Gesundheitsbehörden und statistische Ämter waren mit der plötzlichen Nachfrage nach Gesundheitsdaten überfordert. Mancherorts, wo wenig getestet wurde, war die Ausbreitung des Virus nicht verlässlich in Zahlen fassbar. Andernorts blieb die Todesrate im Dunkeln, weil die Todesursache bei Verstorbenen nicht standardmässig erhoben wird und viele Alte nicht im Spital, sondern zuhause sterben – so zum Beispiel in Indien.

Um Datenlöcher zu stopfen, können alternative Quellen wertvoll sein. Während der Ebola-Epidemie von 2014 bis

2016 in Westafrika wurden Mobilfunkdaten (Call Detail Records) von Menschen in Liberia, Guinea und Sierra Leone genutzt, um die Mobilität und räumliche Verteilung von Menschen nachzuvollziehen. Solche Informationen waren für die medizinische und humanitäre Versorgung entscheidend.

Im Fall von Covid-19 sollen Daten von «Contact tracing Apps» auf Smartphones helfen, die Verbreitung des Virus einzudämmen. Dabei stellen sich jedoch unweigerlich Fragen zum Schutz der Privatsphäre: Eine von der chinesischen Regierung eingeführte und vom Tech-Giganten Alibaba entwickelte App, die anzeigt, wer sich aufgrund von Covid-19-Verdacht selbstisolieren muss, teilt die Daten laut einem Bericht der «New York Times» auch mit der Polizei. Zudem häufen sich Anzeichen, dass die App Stigmatisierung und Misstrauen gefördert hat. In der Schweiz wurde im Juni die «SwissCovid-App» eingeführt, die laut Experten höchsten

Anforderungen bezüglich Privatsphäre genügt.

In einem Gastkommentar für «Nature» plädieren der Bioethiker Marcello Ienca und die Bioethikerin Effy Vayena von der ETH Zürich dafür, das Sammeln und Verwerten von Daten dem Risiko einer Pandemie für die öffentliche Gesundheit anzupassen. Zudem müssten die Ziele, die damit erreicht werden sollen, klar definiert und das Vorgehen wissenschaftlich begründet werden. In Taiwan erkennen sie ein gelungenes Beispiel dafür: Die transparente Auswertung und Nutzung von grossen Datenmengen habe zu einer erfolgreichen Reaktion auf Covid-19 beigetragen, ohne damit Misstrauen in der Bevölkerung zu erzeugen.



Richtig genutzte Daten, welche bei digitalen Zahlungsdiensten wie «M-Pesa» anfallen, können statistische Erhebungen zu Einkommen und Armut ergänzen.

© Sven Torfinn/laif

«Big Data» als Lückenfüller

Es ist ein Paradox: Noch nie waren mehr Daten verfügbar als heute und doch fehlt es vielerorts an essenziellen Informationen. Längst produzieren nämlich nicht mehr nur Staaten Daten über ihre Bevölkerung und ihr Verwaltungsgebiet, sondern ebenso private Akteure wie Mobilfunkanbieter, Suchmaschinen-Betreiber oder Social-Media-Plattformen. Unsere Muster bei Einkäufen und beim Reisen, unsere Online-Suchanfragen, unsere Lesegewohnheiten und Filmvorlieben, unsere E-Mails und Social Media Posts – sie alle hinterlassen Datenspuren auf Servern rund um den Erdball. Mit geeigneten Algorithmen lässt sich dieses Meer an unstrukturierten Daten nach Mustern und Informationen durchsuchen. Solche «Big Data Analytics» werden, obwohl teilweise umstritten, heute schon dafür genutzt, um Gesundheitssysteme zu stärken, Pandemien zu bekämpfen (siehe Text zu Covid-19), den öffentlichen Verkehr zu optimieren und Finanzbetrug aufzuspüren.

Big Data Analytics ist auch in Hinblick auf die Agenda 2030 vielversprechend. Sie könnte dazu beitragen, einige der grossen Datenlücken in nationalen Statistiken zu schliessen. Die UN hat das Potenzial erkannt: Mit «Global Pulse» hat sie eine eigene Einheit geschaffen,

die neue Instrumente entwickelt, um Big Data und Künstliche Intelligenz für Entwicklung und Nachhaltigkeit zu nutzen. Zum Beispiel durch die Analyse von Geldtransfers und Einkäufen mit mobilen Bezahlleistungen. In Kenia nutzt heute nahezu die Hälfte der Bevölkerung den privaten digitalen Zahlungsdienst «M-Pesa». Die dabei anfallenden Daten könnten, richtig genutzt, statistische Erhebungen zu Einkommen und Armut ergänzen (SDG 1/ Keine Armut).

Durch die Kombination und Abgleichung von Satellitenbildern mit Medien- und Augenzeugenberichten, könnte die illegale Waldrodung besser verfolgt und in Zahlen ausgewiesen werden (SDG 13/Klimawandel). Für solche Anwendungen arbeiten die Fachleute von «Global Pulse» mit Daten von sozialen Netzwerken, Mobilfunkanbietern, Transport- und Postunternehmen sowie Satelliten. Letztere gelten gerade im Bereich der Umweltbeobachtung als besonders vielversprechend. Die Europäische Weltraumorganisation (ESA) hat 2018 einen umfassenden Bericht ausgearbeitet, mit Ideen und Beispielen, wie Satellitendaten zum Messen der UN-Ziele für nachhaltige Entwicklung beitragen könnten.

Seit einiger Zeit beschäftigt sich auch eine globale UN-Arbeitsgruppe mit

Schweizer Beteiligung mit dem Potenzial von Big Data. Dort diskutieren Experten und Expertinnen Fragen rund um Methodologie, Qualität, Technologie, Zugang, Recht, Privatsphäre, Management und Finanzierung. In ihrem Online-Register «Big Data Project Inventory» hat sie über Projekte von nationalen Statistikämtern, Universitäten, UN-Agenturen und multilateralen Organisationen wie der Weltbank gesammelt, die für die Agenda 2030 relevant sind. Die potenziellen Vorteile liegen auf der Hand: Geringere Kosten als bei klassischen statistischen Verfahren, Datenerhebung in Echtzeit, Automatisierung und stärker aufgeschlüsselte Daten.

Abhängigkeiten vermeiden

Doch es gibt auch Vorbehalte gegenüber Big Data Analytics: Alleine die Tatsache, dass «erst» 55 Prozent der Weltbevölkerung Zugang zum Internet haben, ist problematisch. Frauen nutzen das mobile Internet heute noch deutlich seltener als Männer. Diese «digitale Kluft»,



die zwischen Geschlechtern, Einkommensgruppen und globalem Norden und Süden besonders tief ist, könnte dazu führen, dass wichtige Personengruppen komplett ignoriert werden. Genau dies soll mit der Agenda 2030 jedoch um jeden Preis verhindert werden.

Steve MacFeely, Leiter Statistik und Information bei der UN-Konferenz für Handel und Entwicklung, machte letztes Jahr in einem Hintergrundartikel im Magazin «Global Policy» darauf aufmerksam, dass «Big Data», darunter Daten von Kreditkarten, Mobiltelefonen oder Suchmaschinen, oft Eigentum von privaten Firmen sind. Wollen die UN oder nationale statistische Ämter diese verwenden, können hohe Gebühren anfallen, oder die Organisationen laufen Gefahr, Eigentumsrechte zu verletzen. Zudem stecken hinter Big Data oft Algorithmen, die einen grossen kommerziellen Wert haben. Deren Eigner haben meist kein Interesse an Transparenz.

Hinzu kommt: Statistiker lieben Kontinuität. Werden Algorithmen jedoch aus Eigeninteresse von privaten Firmen angepasst, verlieren Statistikerinnen eventuell die Möglichkeit, Indikatoren über lange Zeiträume hinweg zu mes-

sen. Solche Abhängigkeiten sind umso riskanter, als die Produktion von Daten im Internet von grossen Marktkonzentrationen geprägt ist. Google hatte 2017 für Online-Suchen einen Marktanteil von 88 Prozent, Amazon von 70 Prozent bei E-Book-Verkäufen und Facebook von 77 Prozent für Social Media auf mobilen Endgeräten. Damit verbunden sind Risiken der Manipulation und des Missbrauchs. Doch Unabhängigkeit und das Vertrauen der Bevölkerung sind das höchste Gut nationaler Statistikagenturen. Und in Zeiten von «Fake News» und «Post-Truth» sind deren Integrität und Verlässlichkeit wichtiger als je zuvor.

Verlässlich, valide und stabil

Auch Georges Simon Ulrich ist kritisch: «99.8 Prozent der verfügbaren Daten sind nicht standardisiert. Sie liefern nicht die Informationen, die wir als Statistiker suchen», sagt der Direktor des Bundesamts für Statistik (BFS). Daten müssten verlässlich und valide sein und über längere Zeit stabile und vergleichbare Ergebnisse liefern – nur dann seien sie für Statistiker wertvoll. Das sei bei vielen Big-Data-Anwendungen nicht

Noch immer werden in vielen Ländern keine Daten im Umweltbereich, wie beispielsweise über abgeholzte Waldflächen (oben in Indonesien), oder bezüglich Geburtenkontrollen (unten in Liberia) erhoben.

© Ulet Ifansast/NTI/Redux/laif
© Kate Holt/eyevine/laif



gewährleistet. Ulrich ist im Rahmen der Agenda 2030 dafür verantwortlich, die Entwicklung der Schweiz in Hinblick auf die UN-Ziele zu messen und die bundesinterne Koordination der Datenflüsse an die UN zu gewährleisten. Gleichzeitig ist sein Amt an einer Reihe von Aktivitäten zum internationalen Erfahrungsaustausch unter Statistikern beteiligt.

Ein wichtiges Qualitätskriterium für Daten sei deren Interoperabilität. Oft sei heute aber nicht gewährleistet, dass Daten für unterschiedliche Stakeholder auf verschiedenen Ebenen nutzbar sind, weiss Ulrich. «Ich würde mir deshalb wünschen, dass die UNO ihre Rolle als globaler, vertrauenswürdiger Datenverwalter und -treuhänder künftig noch weiter ausbaut.» Sein Ideal: Unabhängige und kompetente Statistikämter, wie das BFS, sichern die Interoperabilität der Daten aus öffentlicher Hand, während die UNO dieselbe Rolle auf globaler Ebene einnimmt und für die Festlegung von Metastandards verantwortlich ist.

Die Vereinten Nationen müssten jedoch punkto Tempo, Flexibilität und Kommunikation noch einen Zacken zulegen, um nicht zu riskieren die Datenhoheit an Private, wie Facebook und Google, zu verlieren. «Die UNO verfügt heute über die besten Daten der Welt», sagt Ulrich überzeugt. «Nur ist das bislang leider den wenigsten bewusst.» Am «UN World Data Forum» im Oktober 2021 in Bern haben er und hunderte Kolleginnen und Kollegen aus der ganzen Welt die Chance, dies zu ändern. ■

AGENDA 2030 UND DIE 17 SDGS

2015 einigten sich 193 Staaten auf 17 Ziele für die nachhaltige Entwicklung - die «Sustainable Development Goals» (SDGs). Sie bilden den Kern der Agenda 2030 und sollen durch internationale Kooperation bis 2030 erreicht werden. Die Agenda enthält auch das Versprechen, dass niemand, unabhängig von Geschlecht, Alter, Einkommen und ethnischer Herkunft, beim Verfolgen der Ziele zurückgelassen wird (Leave No One Behind). Die Ziele umfassen unter anderem die Beseitigung von Hunger und Armut, Bildung für alle, Gleichheit unter den Geschlechtern sowie Massnahmen gegen die Klimakrise und gegen die Verschmutzung der Meere. Zur Konkretisierung wurden 169 Unterziele und 231 Indikatoren für deren Messung definiert. Alle Länder sollten für diese Indikatoren regelmässig Daten an die UN übermitteln, welche die Grundlage sind für den jährlichen Bericht «Ziele für nachhaltige Entwicklung». Der Bericht erlaubt einen Überblick darüber, wo die globale Gemeinschaft bei der Umsetzung der 17 Ziele steht, und in welchen Bereichen zusätzliche Aktivitäten nötig sind. Alle Staaten sind zudem eingeladen, ein Monitoring von nachhaltigen Entwicklungszielen zu publizieren, die an den nationalen Kontext angepasst sind.

Weitere Informationen:
www.un.org (Bericht 2019 Ziele für nachhaltige Entwicklung)



«OPEN DATA IST EINE FRAGE DES WILLENS, NICHT DES GELDES»

Für die Statistikerin Shaida Badiie stehen öffentlich verfügbare Daten im Mittelpunkt der aktuellen Datenrevolution. Ihre Organisation «Open Data Watch» prüft regelmässig, ob Regierungen ihre Daten der Bevölkerung auch frei zur Verfügung stellen.

Interview: Samuel Schlaefli

Frau Badiie, Sie kämpfen seit Jahren für «Open Data». Weshalb sind offene Daten für die Entwicklung eines Staates so wichtig?

Viele Regierungen investieren grosse Summen in die Produktion neuer Daten. Doch oft gelangen diese nie an die Öffentlichkeit, weil sie hinter Firewalls versteckt werden oder nur in Form von gedruckten Berichten verfügbar sind. Teils müssen Nutzer für Daten bezahlen, deren Erhebung zuvor mit Steuergeldern finanziert wurde. Und manchmal werden Daten wegen fehlender Transparenz sogar unnötig reproduziert. All dies behindert nicht nur faktenbasierte politische Entscheide, sondern auch, dass Regierungen für ihre Aktivitäten verantwortlich gemacht werden. Unter «Open Data» verstehe ich vor allem ein Konzept, um den Wert von Daten und der dafür getätigten Investitionen voll zum Tragen zu bringen.

Mit dem «Open Data Inventory» bewerten Sie seit fünf Jahren, wie offen 178 Staaten mit statistischen Daten umgehen. Singapur und Dänemark standen 2018 an der Spitze, Somalia und Turkmenistan bildeten das Schlusslicht. Wie gehen Sie dabei vor?

Wir prüfen sehr detailliert und für viele verschiedene Parameter, welche statistischen Daten über das Internet frei zugänglich sind. Danach beurteilen wir unter anderem, ob und in welcher Form Daten heruntergeladen werden können. Stehen sie nur als PDF-Dokumente zur Verfügung oder auch in maschinenlesbaren Formaten? Werden Daten so auf-

bereitet, dass sie verständlich sind? Mit 50-seitigen Excel-Sheets zum Beispiel können die wenigsten etwas anfangen.

«DATEN MÜSSEN FREI ZUGÄNGLICH SEIN UND SO AUFGEARBEITET UND PRÄSENTIERT WERDEN, DASS SIE VON MÖGLICHT VIELEN VERSTANDEN WERDEN.»

Reagieren die Staaten auf Ihre Bewertung?

Ja, mittlerweile erhält unsere Analyse grosse Aufmerksamkeit, und manche nationalen statistischen Ämter richten sich danach. Die Verantwortlichen merken sich, in welchen Bereichen ihr Land positiv auffiel, und wo wir Lücken entdeckten. Unsere Analyse zeigt ihnen ja auch Pfade auf, wie sie Open Data stärken können. Das kommt gut an.

Wie haben sich die Ergebnisse über die Jahre entwickelt?

Auf einer Skala von 0 bis 100 liegt der Median über alle 178 Länder hinweg derzeit bei 42 – es gibt also noch viel zu tun. Ermutigend ist hingegen, dass sich die Werte vieler Staaten über die Zeit verbessert haben. Und besonders erfreulich: Man muss dafür nicht reich sein! Viele Schwellen- und Entwicklungsländer, wie zum Beispiel Jamaika, die Mongolei und Palästina, haben grosse Fort-

schritte gemacht. Daraus schliessen wir: Open Data ist vor allem eine Frage des Willens, nicht des Geldes.

In vielen Staaten fehlt es nicht nur an Offenheit und Transparenz, sondern auch an essenziellen statistischen Daten. Wo liegen die grössten Datenwüsten?

Wir erkennen besonders bei Entwicklungsländern ein Muster: Makroökonomische Daten, wie das Bruttoinlandprodukt oder bestimmte Preisniveaus, sind oft von hoher Qualität und auf dem neusten Stand. Das liegt daran, dass internationale Geldgeber, wie der Internationale Währungsfonds oder die Weltbank, solche Erhebungen verlangen. Ganz anders sieht es hingegen bei sozialen und ökologischen Indikatoren aus. Zudem fehlt es in vielen Staaten an aussagekräftigen und detaillierten Daten auf subnationaler Ebene sowie an geschlechtsspezifischen Daten.

Für letzteres setzen Sie sich ebenfalls seit Jahren ein. Weshalb dieser Fokus auf geschlechtsspezifische Daten?

Weil sie für praktisch alle Ziele der Agenda 2030 relevant sind. Wir müssen besser verstehen lernen, welchen Beitrag Frauen mit bezahlter und unbezahlter Arbeit für Volkswirtschaften leisten. Dafür sind Zeitverwendungsstudien sehr hilfreich – sie zeigen uns, wie lange verschiedene Gruppen mit welchen Aktivitäten beschäftigt sind. Frauen leisten in vielen Ländern fünf bis sechsmal soviel unbezahlte Haus-



© Open Data Watch

SHAÏDA BADIEE ist Mitgründerin und Direktorin der NGO «Open Data Watch» mit Sitz in Washington DC. Diese setzt sich für Transparenz und offene Daten in nationalen Statistikämtern ein. Badiee arbeitet zudem eng mit dem Netzwerk «Data2X» zusammen, das sich global für die Verfügbarkeit, Qualität und praktische Anwendung von geschlechtsspezifischen Daten engagiert. Davor war sie langjährige Verantwortliche für Entwicklungsdaten bei der Weltbank, wo sie unter anderem die «Open Data Initiative» leitete, mit welcher 2010 ein öffentlicher und kostenloser Zugang zur reichhaltigen Weltbank-Datenbank geschaffen wurde. Badiee ist Teil des «World Data Forum»-Programmkomitees.

arbeit wie Männer. Knaben gehen viel öfter als Mädchen hinaus zum Spielen und um soziale Kontakte zu pflegen. Solche Daten fördern unser Verständnis für die Ursachen der grossen sozioökonomischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern.

Haben Sie ein konkretes Beispiel dafür, wo geschlechtsspezifische Daten einen sozialen Wandel begünstigen konnten?

Ja, in Uruguay haben Zeitverwendungsstudien gezeigt, dass Frauen viel mehr unbezahlte Altenbetreuung leisten als Männer. Darauf basierend haben zivilgesellschaftliche Organisationen mit Universitäten und der Regierung einen «National Care Plan» ausgearbei-

tet. Dieser beinhaltet, dass staatliche Leistungen für pflegebedürftige Alte, für Kinder im Vorschulalter und Menschen mit Einschränkungen ausgebaut werden. Der Plan wurde gesetzlich verankert, mit einem Budget ausgestattet und die Erfolge wiederum wurden statistisch erhoben.

Ist also zivilgesellschaftliches Engagement nötig, damit offene Daten auch zu politischen Veränderungen führen?

Genau! Deshalb arbeiten Datenexperten auch immer öfter mit zivilgesellschaftlichen Gruppen zusammen. Bis vor wenigen Jahren sassen wir noch in den Hinterzimmern und arbeiteten still vor uns hin. Nun sprechen wir andauernd öffentlich über unsere Arbeit – und das ist gut so! Wir müssen den Austausch über verschiedene Sektoren hinweg intensivieren. Dafür ist nicht nur wichtig, dass Daten frei zugänglich sind. Sie müssen auch so aufgearbeitet und präsentiert werden, dass sie von möglichst vielen verstanden werden. ■

BENIN MACHT DIE ÄRMSTEN SICHTBAR

Die Verletzlichsten profitieren meist unterdurchschnittlich von Entwicklungsprogrammen – so auch im westafrikanischen Staat Benin. Mit ein Grund dafür ist, dass sie in Statistiken oft zu wenig repräsentiert sind. Deshalb richtet Benin seine Statistik nun auf die verletzlichsten 20 Prozent aus.

(sch) Benin gehört zu den ärmsten Ländern der Welt. 49 Prozent der rund zwölf Millionen Einwohnerinnen und Einwohner leiden laut Weltbank unter extremer Armut. Auf dem «Index der menschlichen Entwicklung» belegt das westafrikanische Land an der Grenze zu Togo, Burkina Faso, Niger und Nigeria den Rang 163 von 189. Doch Benins Regierung hat sich im Rahmen der Agenda 2030 ambitionierte Ziele gesteckt: Bis 2030 will sie die Armutsrate unter sämtlichen Bevölkerungsgruppen halbieren. Anders als die meisten afrikanischen Staaten, hat Benin 2017 und 2018 statistische Berichte zur Entwicklung in Hinblick auf die Agenda 2030 veröffentlicht, sogenannte «Voluntary National Reviews». Die UNO ermutigt alle Staaten, regelmässig solche Berichte zu publizieren.

Armutsbetroffene kennen lernen

«Die Bedingungen in Benin waren ideal, um den Staat dabei zu unterstützen, die ärmsten 20 Prozent der Bevölkerung sichtbar zu machen», sagt Claudia Wells, Direktorin für Datennutzung bei der NGO «Development Initiatives» (DI) mit Sitz in Bristol, Washington und Nairobi. Seit 2018 unterstützt DI im Mandat der DEZA Benin bei der Fokussierung der Datenerhebung und Planung von Entwicklungsprogrammen auf die P20 (siehe Kasten).

In der ersten Phase bis 2020 fanden zwei Foren mit technischen Workshops statt, an welchen sich zivilgesellschaftliche Organisationen, diverse Ministerien, Technik- und Finanzexperten, UN-Vertreter und Lokalpolitiker beteiligten. Sie tauschten Erfahrungen aus und lernten, wie sich die Lebenssituation der am stärksten von

Armut Betroffenen besser in der Statistik abbilden lässt. Bislang geht diese nämlich meist in Durchschnittswerten unter, wie Analysen von DI zeigen: Während zum Beispiel der Konsum im Landesdurchschnitt zwischen 1999 und 2015 deutlich Anstieg, ging dieser beim ärmsten Fünftel der Bevölkerung fast um die Hälfte zurück. Ähnlich sah die Tendenz bei anderen Indikatoren aus, wie der Nahrungsmittelaufnahme oder Geburtenregistrierung.

Fehlende Geburten und Todesfälle

Eine der Hauptursachen dafür, dass die P20 in den Statistiken untergehen, liegt im Fehlen eines effektiven Registrierungssystems. Anzahl Geburten, Hochzeiten und Todesfälle werden besonders in ländlichen Gebieten, wo die Armut am höchsten ist, meist nicht konsequent registriert. Eine solche Registrierung ist jedoch die Grundlage für Bürgerrechte. Und sie erlaubt zum Beispiel Rückschlüsse auf die Anzahl und geographische Verteilung von Mädchen, die vor dem 18. Lebensjahr verheiratet wurden. Laut dem «African Centre for Statistics» der UN werden auf dem afrikanischen Kontinent heute nur rund die Hälfte der Neugeborenen auch offiziell registriert. Benin hat den Handlungsbedarf mittlerweile erkannt: Während eines Pilotprojekts für ein nationales Identifizierungssystem wurden 10.2 Millionen Menschen registriert; viele davon zum ersten Mal.

Ein weiteres Hindernis für eine inklusive Statistik und Administration liegt im Mangel an aufgeschlüsselten Daten nach Geschlecht, Wohnbezirken und Einkommensgruppen. Grund dafür sind unter anderem fehlende Ressourcen. Die 70 Mitarbeitenden des natio-

nen Statistikamts, des «Institut National de la Statistique et de l'Analyse Economique», sind verantwortlich für die Entwicklung von Studiendesigns, für die Koordination von Befragungen, für die Validierung von Daten von Drittparteien, für die Volkszählung und Erhebung von makroökonomischen Daten. Zum Vergleich: Das Bundesamt für Statistik (BFS) in Neuenburg zählt 814 ständige Mitarbeitende – für ein Land, das 3.5 Millionen weniger Einwohnerinnen und Einwohner zählt als Benin.



Eine vielversprechende Methode, um Datenlücken in der Statistik zu schließen, könnte die Verwendung von alternativen Datenquellen sein, auch «Big Data» genannt. Darunter Daten, die von der Bevölkerung selbst ermittelt werden, Daten von Mobilfunkanbietern und von Satelliten. Gerade letzteres wird in der Armutsforschung heute breit diskutiert: Satelliten registrieren, wo nachts Licht brennt und wo demnach Elektrizität verfügbar ist. Das lässt Rückschlüsse auf die Haushaltseinkommen zu.

Big Data für Echtzeitstatistiken

Ähnliche Rückschlüsse erlauben Satellitenbilder, welche die Qualität von Unterkünften erfassen. «Durch die Integrierung von alternativen Daten in die Statistik, könnte die sozioökonomische

Entwicklung der P20 in Benin zeitnäher oder sogar in Echtzeit beobachtet werden», sagt Wells. Dieses Potenzial soll nun in der zweiten Phase des Projekts bis 2022 evaluiert werden.

Im Mai hat das «Maison de la Société Civile», die wichtigste Dachorganisation zivilgesellschaftlicher Organisationen in Benin, darüber informiert, dass sie im Hinblick auf die Covid-19-Pandemie eine offizielle Kooperation mit dem nationalen statistischen Amt eingegangen ist. Staatliche Gesundheitsdaten sollen nun mit informellen Daten aus den Gemeinden ergänzt werden – unter besonderer Berücksichtigung der verletzlichsten 20 Prozent. «Genau dort wollen wir hin», sagt Wells. «Wir hoffen, dass unsere lokalen Partner das P20-Konzept aufgreifen und in ihre Planungen und Initiativen integrieren.» ■

FOKUS AUF DIE P20

Die ärmsten 20 Prozent (P20) profitieren oft deutlich weniger von sozialer und ökonomischer Entwicklung als der Rest der Bevölkerung. Weil in nationalen Statistiken meist nur Durchschnittswerte für bestimmte Indikatoren erfasst werden, sind die prekären Lebensbedingungen der P20 meist ungenügend abgebildet. Erklärtes Ziel der Agenda 2030 ist jedoch, dass niemand bei ihrer Umsetzung vergessen geht (Leave No One Behind). Deshalb müssen Staaten ein besonderes Augenmerk auf die P20 legen. Statistische Daten sollten deshalb nach Geschlecht, Wohnort, Alter, Einschränkungen sowie nach Einkommen des ärmsten Fünftels der Bevölkerung aufgeschlüsselt werden. Die englische NGO «Development Initiatives» hat eine einfache Methode entwickelt, um die Situation der P20 basierend auf den Indikatoren «Einkommen», «Ernährung» und «zivile Registrierung» zu analysieren. In Benin setzt sie den P20-Ansatz mit Unterstützung der Schweiz erstmals über sämtliche gesellschaftliche Sektoren hinweg um.



Regelmässig treffen sich in Benin alle Anspruchsgruppen an Round-Table-Gesprächen und Panels, um die Datenerhebung über die ärmsten Bevölkerungsteile und die Planung von entsprechenden Entwicklungsprogrammen voranzutreiben.

© devinit.org

ALBANIENS SPRUNG INS DIGITALE ZEITALTER

Albanien erneuert derzeit mit Unterstützung der Schweiz seine statistischen Dienste. Dadurch werden Transparenz und die Verantwortlichkeit der Behörden gegenüber der Bevölkerung gestärkt.

(sch) Seit dem Sturz des kommunistischen Regimes vor 30 Jahren befindet sich Albanien in einem Prozess der Dezentralisierung. 2015 wurden mit einer territorial-administrativen Reform 373 lokale Regierungseinheiten zu 61 zusammengefasst. Ziel war es, die Effizienz der Verwaltung zu erhöhen. Doch die Hürden sind nach wie vor hoch, denn es fehlt fast in allen Bereichen an grundlegenden Daten: Bürgermeister und Behörden wissen oft nicht, wie viele Menschen in ihrer Gemeinde leben, oder wie viele im lokalen Gewerbe tätig sind.

Solche Daten sind jedoch für gut informierte Entscheidungen zentral – so zum Beispiel für die Planung des öffentlichen Verkehrs oder der Abfallentsorgung. Doch es fehlt an Ressourcen, Führungskapazitäten, Transparenz und der Durchsetzung von Gesetzen. Hinzu kommt eine digitale Kluft zwischen Stadt und Land: In der Hauptstadt

Tirana kann man heute Parkgebühren mit dem Smartphone bezahlen und Medikamente mit einem digitalen Rezept über eine Krankenkassenkarte beziehen. In den Dörfern hingegen besitzen längst nicht alle Smartphones, und Patientendaten werden oft noch handgeschrieben in Ordnern aufbewahrt.

Gestärkte Gemeinden

Im Rahmen des DEZA-Projekts «Bashki të Forta» (Starke Gemeinden) unterstützt das Bundesamt für Statistik (BFS) seit 2018 Gemeinden und das «National Statistical Institute of Albania» (INSTAT) beim Aufbau einer modernen Statistik. Das BFS hilft INSTAT, digitale Infrastrukturen aufzubauen, und führt Trainings in den Verwaltungen der 61 Gemeinden durch. Gleichzeitig werden auf regionaler und lokaler Ebene zusätzliche statistische Daten erhoben.

Die Zusammenarbeit des BFS mit INSTAT hat 2019 zu einer tief greifenden Revision des jährlich publizierten, regionalen statistischen Jahrbuchs geführt. Dieses soll längerfristig um ein statistisches Haushalts- und Personenregister sowie ein Gebäude- und Wohnungsregister ergänzt werden. Der Aufbau einer verlässlichen Statistik ist einerseits zentral, um mehr Transparenz in der Verwaltung zu schaffen und dadurch das Vertrauen der Bevölkerung in die Regierung zu stärken. Andererseits ist sie ein wichtiges Element in den aktuellen EU-Beitrittsverhandlungen Albaniens. ■

Verlässliche Daten sollen in Albanien unter anderem die Grundlage für die Planung der Abfallentsorgung liefern.

© Alexandra Boulat/VII/Redux/laif



FACTS & FIGURES

Was ist die «Datenrevolution»?

Die «Datenrevolution» bezeichnet die Explosion des Datenvolumens seit den Nullerjahren sowie die Geschwindigkeit, mit welcher Daten produziert und verbreitet werden. Angetrieben wird diese Entwicklung durch eine enorme Zunahme von Datenquellen, darunter das Internet, Mobiltelefone, Satelliten und das Internet der Dinge (Sensoren, die mit dem Internet kommunizieren).



Wachstum der globalen Datenmenge

Rund 40 Zetabytes an Daten hat die Weltbevölkerung 2019 laut «Statista» produziert. Das entspricht dem Datenvolumen von 40 Milliarden Festplatten (1TB), wie sie in neusten Laptops verbaut sind. Bis 2025 könnte die Datenproduktion laut Hochrechnungen 175 Zetabytes jährlich erreichen.



Die «digitale Kluft»

Reichere Staaten profitieren stärker von den neuen Möglichkeiten der Digitalisierung und des Internets. Ärmeren Staaten fehlen oft die Ressourcen, um in Infrastruktur, Bildung und Entwicklung der Datenproduktion und -nutzung zu investieren. Laut einer McKinsey-Studie geben afrikanische Staaten 1.1 Prozent des BIP für Investitionen mit Bezug zum Internet aus – weniger als ein Drittel im Vergleich zu Industriestaaten.

Datenlücken global

- **1 Milliarde** Menschen können ihre rechtliche Identität nicht belegen.
- **1 Viertel** aller Kinder unter **5** Jahren verfügt über keine Geburtsregistrierung.
- Lediglich **15%** der Weltbevölkerung leben in Ländern, in denen mehr als **90%** der Geburten und Todesfälle registriert werden. Todesfälle bei Frauen werden weniger häufig registriert als bei Männern.

Datenlücken in Afrika

- **45%** der Bevölkerung, das sind mehr als **502 Millionen** Menschen, sind nicht offiziell registriert.
- **98 Millionen** Kinder sind nicht registriert.
- Nur **1** Todesfall von **3** wird offiziell registriert.
- Nur **18** von **54** Staaten in Afrika erstellen jährliche Statistiken zu Todesfällen, und nur vier Staaten registrieren Todesfälle und deren Ursachen nach internationalen Standards: Südafrika, die Seychellen, Kap Verde und Mauritius.

Quellen und Links

www.undatarevolution.org

(A-world-that-counts)
Im 2014 veröffentlichten UNO-Bericht «A world that counts» wird die zunehmende Relevanz der Datenrevolution für eine nachhaltige globale Entwicklung aufgezeigt.

www.paris21.org

Seit der Gründung 1999 hat die Organisation «Paris 21» ein globales Netzwerk aus Statistikern, Entscheidungsträgern, und Entwicklungsexperten für Entwicklungsländer aufgebaut. Sie wird dabei von der DEZA finanziell unterstützt.

www.crvssystems.ca

Das «Centre of Excellence for CRVS Systems» ist ein globales Kompetenzzentrum für Fragen zur zivilen Registrierung und lebenswichtigen statistischen Daten. Auf der Webseite sind unter anderem Länderprofile für zwölf afrikanische Staaten im Hinblick auf deren Registrierungs- und Statistiksysteme verfügbar.

www.pure.iiasa.ac.at

(Digital Revolution and Sustainable Development)
Im Bericht «The Digital Revolution and Sustainable Development: Opportunities and Challenges» schätzten 45 Autoren und Autorinnen rund um das IIASA-Institut 2019 die Chancen und Risiken der digitalen Revolution für eine nachhaltige Entwicklung und die Agenda 2030 ein.

www.devinit.org

«Development Initiatives» (DI) ist eine international agierende Entwicklungsorganisation, welche den Fokus auf Armutsreduktion durch datengestützte Entscheidungsfindung legt und regelmässig Blogposts und Studien veröffentlicht.



JORDANIENS VERNACHLÄSSIGTE JUGEND

Jordanien hat eine der höchsten Jugendarbeitslosigkeitsraten weltweit. Selbst Universitätsabsolventinnen finden kaum eine Stelle auf ihrem Gebiet. Die Wirtschaft des Landes leidet unter den Folgen der Finanzkrise, des Arabischen Frühlings und der Corona-Pandemie.

Text: Meret Michel

Dalal Mitwally ist ihren eigenen Weg gegangen. Sie hätte immer einen Hang zu Kunst gehabt, sagt sie, einen künstlerischen Blick auf sich und ihre Gesellschaft. Das merkt man, wenn sie über ihre Heimatstadt Amman spricht: «Amman umarmt dich und stößt dich gleichzeitig weg.» Es sei eine Stadt, der die Identität fehle, oder vielleicht müsste man sagen, die Homogenität. «Für mich ist es gerade dieses Nebeneinander von verschiedenen Mikrokosmen, das Amman ausmacht.»

Mitwally ist in Amman geboren und aufgewachsen, ihre Familie stammt ursprünglich aus Syrien. Sie selber sei weder so richtig Jordanierin noch Syrerin. Das ginge aber fast allen in Amman so: Die meisten haben ihre Wurzeln außerhalb der Stadt, sie sind Jordanier aus anderen Landesteilen, stammen von palästinensischen Flüchtlingen ab, sind Syrer, Jemenitinnen, Iraker. Trotz ihrem Hang zum Kulturellen fing Mitwally nach der Schule zunächst ein Informa-

tikstudium an. Ihr war die Sicherheit wichtig, die sie sich davon versprach: die Gewissheit, später einen Job zu finden. «Kunst gilt als brotlos», sagt sie.

Höchste Jugendarbeitslosigkeit weltweit

Doch dann fing Mitwally an, neben ihrem Studium im Kulturbereich zu arbeiten. Irgendwann entschied sie, die Ausbildung abzubrechen. Doch selbst mit einem Informatikstudium wären Mitwallys Jobaussichten kaum besser gewesen. Die wenigsten Hochschulabsolventen in Jordanien finden nach dem Studium eine Stelle auf ihrem Gebiet. Die Arbeitslosigkeit liegt bei 19 Prozent; sie ist in den letzten Jahren konstant gestiegen. Und die Jugendarbeitslosigkeit – über die Hälfte der jordanischen Bevölkerung ist unter 25 Jahre alt – liegt bei rund vierzig Prozent. Von jenen Jungen, die arbeiten, sind viele selbstständig oder arbeiten im informellen Sektor und sind nicht bei der Arbeitslosenversicherung registriert.

In den meisten arabischen Ländern – von den Golfstaaten abgesehen – sind die Arbeitslosenzahlen ähnlich hoch. Der Nahe Osten hat die höchste Jugendarbeitslosigkeit weltweit. Welche Folgen diese Vernachlässigung der Jugend haben kann, zeigte sich vor neun Jahren mit dem Arabischen Frühling: Die Revolutionen hatten ihre Wurzeln nicht

zuletzt in den fehlenden Perspektiven Millionen junger Menschen in Tunesien, Ägypten oder dem Jemen.

In Jordanien waren die Aufstände des Arabischen Frühlings zwar kleiner und hatten weniger Konsequenzen als in vielen Nachbarländern – die Monarchie als Staatsform wurde weder gestürzt, noch wurde dies ernsthaft gefordert. Dennoch hat der Aufstand auch in Jordanien Spuren hinterlassen. Zum einen, erzählen viele, sei man heute freier, die Politik zu kritisieren, als noch vor zehn Jahren. Es gab zaghafte politische Reformen, die jedoch das System an sich nicht infrage stellten. Gleichzeitig litt die jordanische Wirtschaft unter den Folgen des Arabischen Frühlings. Die Staatsverschuldung kletterte 2019

HETEROGENE BEVÖLKERUNG

Die Hälfte der Bevölkerung Jordaniens stammt von Palästinensern, die 1948 nach der Staatsgründung Israels und 1967 im Zuge des Sechs-Tage-Kriegs nach Jordanien geflohen sind. Jordanien hat mit einer Bevölkerung von 10,45 Millionen nach dem Libanon die zweithöchste Zahl an Flüchtlingen pro Einwohner weltweit: Das Land beherbergt 655 000 syrische Flüchtlinge, 67 000 Iraker, 15 000 Jemeniten, 6 000 Sudanesen und 2 500 weitere.

Die Stadt liegt ihnen zu Füßen, doch Arbeit gibt sie ihnen kaum: Jugendliche auf einer Dachterrasse eine Cafés im Szeneviertel Jabal von Amman.

© Monic Gumm/laif

SCHWER GETROFFENE KULTURSZENE

In den letzten Jahren hat die Kunst- und Kulturszene in Amman einen Boom erlebt. Zahlreiche neue Galerien haben eröffnet, es gibt sowohl ein Jazz- als auch ein Fotografie- und ein Street-Art-Festival. Viele der Einrichtungen entstanden in den Jahren nach dem Arabischen Frühling. Doch die Kulturszene wurde von der Corona-Krise auch in Jordanien schwer getroffen: Theater bleiben geschlossen, Konzerte und Festivals müssen verschoben oder abgesagt werden. «Der Kultursektor war der erste, dem der Staat die Förderung entzogen hat», sagt Mu'ath Isaeid. Das Theater Al Balad, bei dem er arbeitet, erhalte zum Glück auch Fördergelder von ausländischen Regierungen, so dass die Löhne der Angestellten vorerst gedeckt sind. «Aber für andere, die von ihren Einnahmen leben, ist es sehr schwierig.» Wenn die Festivals dieses Jahr wegen Corona ausfallen, könne es sein, dass sie ganz verschwinden würden.

Im Sommer 2018 protestierten in Jordanien Tausende Menschen - darunter viele Ärzte, Journalistinnen, Anwälte und Lehrerinnen - gegen ein neues Steuergesetz der Regierung.

© Mohammad Abu Ghosh/Xinhua/evvine/laif

auf 96 Prozent des BIP, das Wachstum lag bei rund zwei Prozent.

Kaum Jobs nach dem Studium

Am schwersten waren die wirtschaftlichen Folgen für die jordanische Jugend. Razan Hadid zum Beispiel: 2006 begann die heute 32-Jährige Architektur zu studieren. In jener Zeit boomte die Bauwirtschaft in Jordanien. «Unsere Professoren haben uns damals schon gewarnt, dass sich das bis zu unserem Abschluss vermutlich ändern werde», sagt Hadid. 2012 fand sie eine Stelle in einem Ingenieurbüro. Vier Jahre arbeitete sie dort, allerdings nicht als Architektin. Zudem war der Lohn tief, vor allem verglichen mit den vielen Jahren, die sie ins Studium investiert hatte. «Ich habe irgendwann gemerkt, dass das nicht das ist, was ich machen will.»

Was sie beschreibt, ist typisch für viele junge Universitätsabsolventinnen: Es gibt viel zu wenig Stellen für all jene und insbesondere für Frauen, die jährlich das Studium abschliessen. Die Ursachen für die hohe Arbeitslosigkeit sind vor allem struktureller Natur, sagt der Ökonom Laith al Ajlouni: Einerseits bräuchten viele Hochschulabsolventen nicht die Voraussetzungen mit, die der Arbeitsmarkt verlangen würde. Vor allem bei den IT- und Sprachkenntnissen würden sie zu wenig gut vorbereitet. Andererseits seien die Arbeitsmarktregulierungen streng - was zwar die

Angestellten vor Entlassungen schütze, gleichzeitig aber die Schaffung neuer Stellen bremse. Und schliesslich sind die meisten Stellen in Amman. Wegen der tiefen Löhne und der hohen Fahrtkosten lohne es sich für viele Menschen ausserhalb der Hauptstadt schlicht nicht, eine Stelle anzutreten. «Wenn allein der Weg dorthin schon vierzig Prozent davon deines Lohns kostet, ist die Motivation zu arbeiten natürlich gering.»

Engagierte Jugend

Nachdem Hadid ihren Job gekündigt hatte, arbeitete sie zwei Jahre lang als Freiwillige für eine gemeinnützige Organisation, bevor sie eine neue Stelle im Entwicklungsbereich fand. Auch das ist eine Folge des Arabischen Frühlings: Viele junge Jordanier engagieren sich. Zwar interessieren sich die wenigsten für die traditionellen politischen Parteien. Doch jenseits von ihnen haben sich zahlreiche zivilgesellschaftliche Gruppen und Organisationen gebildet, sagt Rami Adwan, der sich selbst für die Organisation Taqaddam engagiert. «Allerdings sind viele Leute frustriert, weil sich abgesehen von kleinen Fortschritten nur wenig bewegt», sagt er. Die Politik hätte versagt darin, die Jugendlichen in die sozio-politische Sphäre zu integrieren, sagt Zaid Eyadat, der Leiter des Zentrums für Sicherheitsstudien an der Universität Amman. «Sie hat es nicht geschafft, den jungen Menschen Perspektiven, Jobs und Hoffnung zu garantieren. Das ist gefährlich. Man darf bei der Jugend nicht scheitern, sie sind die Mehrheit der Bevölkerung.»

Viele Jordanierinnen und Jordanier leiden unter der steigenden Arbeitslosigkeit, fehlenden Perspektiven und den immer höheren Lebenshaltungskosten. Amman ist - gemessen an der Kaufkraft - die teuerste arabische Hauptstadt. Es kann deswegen kaum verwundern, dass im Sommer 2018 Tausende Menschen auf die Strasse gingen, um gegen ein neues Steuergesetz der Regierung zu demonstrieren. In der Folge trat





Nach Abschluss ihres Universitätsstudiums gibt es insbesondere für junge jordanische Frauen viel zu wenig Stellen.

© Alexandra Boulat/VII/Redux/laif

Premierminister Hani Mulki zurück, und der König ernannte Omar Razzaz zum neuen Staatsoberhaupt.

Corona schlimmer als Finanzkrise

Das Auswechseln der Regierung als Reaktion auf Unruhen ist ein Rezept, welches das Königshaus über die Jahre immer wieder anwendete: eine politische Konzession ohne tiefgreifende Veränderung. Allerdings, sagt Zaid Eyadat, hätten auch die Protestierenden bewusst auf konkrete Reformen gepocht. «Sie wussten genau, wie weit sie gehen konnten, ohne rote Linien zu überschreiten», sagt er. Die Kritik an der Korruption etwa sei in wirtschaftliche Forderungen verpackt gewesen. Dies sei einerseits taktisch geschickt; und vielleicht ist es auch dem abschreckenden Beispiel anderer Länder des Arabischen Frühlings geschuldet, dass die Systemfrage gar nicht erst gestellt wurde. Andererseits genießt die Monarchie bei vielen Jordanierinnen und Jordaniern tatsächlich Vertrauen – ganz im Gegensatz zur Regierung und dem Parlament.

Im Zuge der Corona-Pandemie verstärkt sich die ohnehin prekäre Wirtschaftslage zusehends. «Für die Wirtschaft sind die Folgen von Corona schlimmer als der Schock nach der Finanzkrise und die Folgen des Arabischen Frühlings», sagt der Ökonom Laith al Ajlouni. «Damals war das wirtschaftliche Fundament in Jordanien im Lot. Heute sind die Voraussetzungen viel schlechter.»

Dalal Mitwally und Razan Hadid denken beide darüber nach, Jordanien zu verlassen. Allerdings weniger wegen der wirtschaftlichen Situation. Hadid möchte Kunstgeschichte studieren, das könne sie in Jordanien nicht. «Bisher habe ich allerdings noch kein Stipendium gefunden. Ohne das kann ich mir ein Studium im Ausland nicht leisten.» Mitwally findet, um sich weiterzuentwickeln, müsse sie ins Ausland, schließlich war sie ihr ganzes Leben in Amman. Kurz vor dem Corona-bedingten Lockdown war sie an einer Abschiedsfeier eines Freundes, der zum Arbeiten nach Kuwait gezogen ist. «Alle denken ans Auswandern», sagt Mitwally. «Man muss privilegiert sein, um nicht daran zu denken.» ■

Meret Michel ist freie Journalistin und berichtet aus dem Nahen Osten.

JORDANIEN IN KÜRZE

Name

Haschemitisches Königreich Jordanien

Regierungsform

Erbmonarchie

Fläche

89 342 km²

Bevölkerung

10,5 Millionen (2018)

Hauptstadt

Amman

Ethnien

98 Prozent der Bevölkerung sind Araber. Hinzu kommen Tscherkessen, Drusen, Roma, Turkmenen und weitere Minderheiten.

Sprachen

Amtssprache ist Arabisch.

Religionen

93% der Bevölkerung sind sunnitische Muslime, 5% sind Christen. Staatsreligion ist der Islam.



Aus dem Alltag von...

JILL SCHMIDHEINY

PROJEKTLEITERIN SCHULSANIERUNGEN IM KOOPERATIONSBÜRO
IN AMMAN, JORDANIEN

Aufgezeichnet von Christian Zeier

Einen typischen Arbeitstag verbringe ich auf einer unserer Baustellen im Osten oder Nordosten Ammans, wo viele syrische Familien untergekommen sind. Jordanien ist bemüht, den Flüchtlingskindern einen gleichwertigen Zugang zur Bildung zu ermöglichen. Doch die Belastung durch die mehr als 650 000 Geflohenen aus dem Nachbarland ist gross – weil Kapazitäten und finanzielle Mittel fehlen, werden systematische Probleme und Män-



gel, die vor der Krise bereits bestanden, verstärkt.

Die öffentlichen Schulen funktionieren, doch wir finden teilweise desolate Zustände vor. Heruntergekommene WC-Anlagen, Wasserschäden oder grobe Sicherheitsmängel zum Beispiel. Unsere Aufgabe ist es, die Regierung dabei zu unterstützen, ihre Verantwortung wahrzunehmen. Wir helfen den Behörden bei der Planung und Umsetzung der Sanierungen und schaffen so ein sicheres, hygienisches Lernumfeld. Davon profitieren sowohl syrische Flüchtlingskinder als auch ihre jordanischen Mitschülerinnen und Mitschüler.

Den Weg zu den Baustellen nutzen mein jordanischer Mitarbeiter und ich oft für ein Briefing und den Austausch über lokale Begebenheiten. Im Auto, unserem fahrenden Büro, sind schon einige gute Ideen entstanden. Auf den Baustellen besprechen wir uns mit dem Schuldirektor oder der Direktorin, mit Bauunternehmern, Ingenieuren oder weiterem Schulpersonal. Da wir bei laufendem Schulbetrieb Bauarbeiten ausführen, ist es sehr wichtig, Vertrauen aufzubauen, die Bedürfnisse zu koordinieren und ein Zugehörigkeitsgefühl zu kreieren. Oft werden wir dabei auf einen arabischen Kaffee eingeladen. Dass man die Tasse nicht austrinken sollte, bevor die Lösung des Problems gefunden ist, musste ich erst lernen. Ganz generell aber beeindruckt mich die jordanische Gastfreundschaft immer wieder.

Wie sehr es sich lohnt, die Beteiligten einzubeziehen, zeigt eines unserer schönsten Erlebnisse. Wir hatten die Arbeiten an der Mansour Kreshan Primary Boys' School in Amman abgeschlossen und kehrten zwei Monate später zurück. Obschon sie nicht Teil unseres Projekts war, führte uns der Direktor in die Aula. Was für eine Überraschung: Die Eltern der Schulkinder hatten das Zimmer selber saniert – und sogar noch eine Werkstatt zur Renovation von Schulmöbeln eingerichtet.

Durch unsere Präsenz auf den Baustellen entsteht eine gute Einsicht in lokale Realitäten und eine terrainnahe Expertise, die von vielen Akteuren im Baubereich geschätzt wird. Daher kommt es vor, dass andere Entwicklungsorganisationen unser Wissen in ihre Projekte einfließen lassen.

Am Abend fahren wir auf dem Rückweg hin und wieder bei einem Zulieferer vorbei – etwa beim Schreiner, der Türen für unsere Schulen produziert. Hier wird der Kaffee auf der Hobelmaschine serviert und wir besprechen unsere neue Türkonstruktion. Weil diese mit lokal einfach erhältlichen Materialien hergestellt wird und besonders langlebig sowie kostengünstig ist, möchte das Bildungsministerium das Modell als Standard übernehmen. Das fasst unsere Arbeit ziemlich gut zusammen: vielseitig, von der Projektplanung bis zum einzelnen Bauteil, und immer mit dem Gedanken, dass alles möglichst nachhaltig und reproduzierbar sein soll. ■

SANIERUNG VON SCHULEN

Seit 2012 konnte die DEZA in Zusammenarbeit mit dem jordanischen Bildungsministerium 78 Schulen sanieren. Mit rund 100 000 Franken kostet die Werterhaltung einer bestehenden Schule etwa ein Dreissigstel des Budgets eines grösseren Neubaus. Durch die Sanierungsarbeiten werden Grundinfrastrukturen funktionstüchtig gemacht, hygienische Verhältnisse verbessert und Schulkapazitäten erweitert. Primär im Fokus stehen dabei Sanitäranlagen, Dacharbeiten, allgemeine Sicherheits- und bauliche Mängel, ein hindernisfreier Zugang sowie das Raumklima. Auch der Aussenraum wird verbessert, damit nicht alle Lektionen in den oft überfüllten Zimmern stattfinden müssen. Aktuell befinden sich zehn Rehabilitierungsprojekte in Ausführung.

Stimme aus Jordanien

GUTE, SCHLECHTE ODER ÜBERHAUPT KEINE NACHBARN

Während ich beobachtete, wie die Wolken in einen schwarzen Winterhimmel übergingen, entwischte meine Husky-Hündin Bella. Meine Suche nach ihr führte mich durch Neubauten und leere Grundstücke in meiner Nachbarschaft. Strömender Regen setzte ein. Ich fuhr durch die Strassen und sah Sicherheitsbeamte, Gärtner und Nachbarn, die ich nicht kannte. Ein Bericht kam mir in den Sinn, der beschrieb, wie die zunehmend schlechte Wirtschaftslage die gesellschaftlichen Beziehungen um-

gestaltete. Die Menschen würden ihre Nachbarinnen und Nachbarn nicht kennen. Eine Frau wurde darin zitiert: «Es gibt keine Nachbarn mehr.»

In Jordanien scherzen wir gerne darüber, dass wir in einer «schlechten Nachbarschaft» leben: Syrien im Norden, Irak im Osten, das Westjordanland im Westen und Saudi-Arabien im Süden. Ereignisse aus dem Irak-Krieg sind in mein Gedächtnis eingebrannt: die Shock-and-Awe-Kampagne, das zerstörte UN-Hauptquartier in Bagdad, die Entauptung eines Südkoreaners. Auch Berichte über Menschen, die jahrelang als Nachbarn gelebt hatten und nun gegeneinander kämpften, beunruhigten mich. Die fortschreitende Urbanisierung der letzten 30 Jahre hat meine eigene Nachbarschaft verändert. Als meine Familie 1984 in dieses Haus einzog, gab es weder Elektrizität noch ein Abwassersystem noch Nachbarn. Krähen im Frühling Hähne, wussten wir: Die Beduinen sind da.

Heute sind die Felder von Häusern verschluckt, Glasfaserkabel spannen sich von Mast zu Mast und breite Strassen verbinden uns mit anderen Quartieren Ammans. Geprägt wurde die Nachbarschaft auch durch die Konflikte jenseits der jordanischen Grenzen: Die meisten meiner Nachbarn sind vor dem Krieg geflohene Iraker. In Jordanien gibt es zahlreiche Facebook-Gruppen für Tierfreunde. Auf einer dieser Seiten postete ich ein Foto von Bella, worauf die Kommentare nicht lange auf sich warten liessen. Immer wieder checkte ich die Facebook-Seite, dann versuchte ich es mit anderen lokalen Tiergruppen. Die erste Gruppe markierte mich auf einem Foto von Bella. «Ich habe diesen Hund auf der Strasse gefunden», schrieb Nasser. «Bitte teilt den Beitrag möglichst

oft.» Die Gruppenmitglieder schickten mir Nachrichten. Meine Antwort: «Ich bin die Besitzerin. Sie ist mir heute abgehauen.»

Ich war dabei, online eine jordanische Gemeinschaft zu entdecken. Über 70 Prozent der Jordanierinnen und Jordanier sind auf Facebook, noch mehr nutzen WhatsApp. Um drei Uhr morgens antwortete Nasser: «Ich konnte sie leider nicht einfangen.» Zu meinem Erstaunen war dieser mir völlig unbekannt Mann morgens um halb drei Uhr nochmals zu der Stelle gefahren, an der er Bella gefunden hatte, um mir ein Video zu schicken, auf dem er seine Route zurückverfolgte. Am folgenden Morgen hatte ich ein Foto von Bella auf dem Handy, ausserdem eine Screenshot-Nachricht: «Heute Morgen wurde in Amman ein entlaufener Hund gefunden. Wir haben ihn gefüttert, können ihn aber nicht im Haus behalten. Bitte teilt diese Nachricht.» Eine halbe Stunde später rief die Frau mich an. Auf dem Weg zu ihr fuhr ich langsam durch die Strassen und rief Bellas Namen. Als meine Hündin, desorientiert und humpelnd im Rückspiegel auftauchte, war ich erleichtert.

Diesen Frühling herrschte wegen des Corona-Virus eine landesweite Ausgangssperre. Nur Supermärkte und Apotheken durften öffnen. Noch immer checke ich jeden Abend die Facebook-Seite der Tierfreunde, die streunende und entlaufene Hunde einfangen. Einmal ging ich zu Fuss zum Supermarkt in meinem Quartier. Wir schwiegen alle, blieben auf Abstand. Ein Freiwilliger bot mir an, meine Einkaufstaschen zu tragen. «Wir sind Nachbarn», sagte er. «Wir müssen uns gegenseitig helfen, besonders jetzt.» ■



RANA F. SWEIS ist Journalistin und berichtet - meistens für die «New York Times» - über politische, soziale und Flüchtlingsfragen im Nahen Osten. Die Jordanierin ist auch Gründerin und Geschäftsführerin von Wishbox Media, einem Anbieter von Medientraining, Recherche-Dienstleistungen und kreativen Storytelling-Paketen sowie Autorin von «Voice of Jordan». Das Buch erzählt die Geschichte Jordaniens anhand der Leben gewöhnlicher Menschen, unter ihnen ein irakischer Politikkarikaturist, ein syrischer Flüchtling, ein Dschihadist und eine Parlamentarierin.



BESSERE HAUSÄRZTE – GESÜNDERE KIRGISEN

In Kirgisistan fehlen die Allgemeinpraktikerinnen und -praktiker, vor allem auf dem Land. Zur Verstärkung der Grundversorgung und unterstützt von der DEZA passen das Genfer Unispital und die Akteure vor Ort die Mediziner Ausbildung an.

Text: Zélie Schaller

«Ich wollte schon immer Ärztin werden. Etwas anderes konnte ich mir gar nie vorstellen», sagt die junge Kirgisin Nazima Siezdbekova. Inzwischen hat sie ihr Medizinstudium abgeschlossen und absolviert ein zweijähriges Programm für Hausärzte in der Stadt Naryn, im Zentrum des Landes. Ausgewählt hat sie den Ort, weil sie da intensiven Kontakt zu Patientinnen und Patienten hat und viel praktische Erfahrung sammeln kann. Finanziert wird die Ausbildung teilweise vom Staat. Sie ist Teil einer umfangreichen Reform des Gesundheitswesens, bei dem unter anderem die Erstversorgung in den Randregionen gefördert wird, wo ein gravierender Hausärztemangel herrscht.

Im zentralasiatischen Land sind viele Allgemeinpraktiker schon älter und gehen bald in Pension. Die Studienabgänger hingegen lassen sich gerne zu Spezialisten ausbilden und bleiben in Bischkek, der Hauptstadt. Lange Arbeitszeiten, beschränkte medizinische Ausrüstung, niedrige Löhne, schwierige Lebensbedingungen und fehlender Wohnraum halten sie davon ab, auf

dem Land zu praktizieren. Dabei verfügen zahlreiche Regionalspitäler über moderne Geräte und vermitteln ihrem Personal Wohnungen. Manche Gemeinden richten zu den Löhnen überdies Zulagen aus.

Um die Hausarztmedizin aufzuwerten und dem Mangel an Allgemeinpraktikerinnen und -praktikern entgegenzuwirken, wandte sich das Gesundheitsministerium an die DEZA und bat um finanzielle Unterstützung und Fachwissen. Dieses stellt das Genfer Unispital (HUG) via seine Abteilung für humanitäre und Tropenmedizin sowie die Uni Genf mit ihrer Forschungs- und Entwicklungsabteilung für die Mediziner Ausbildung zur Verfügung.

Unabhängiger und mehr Verantwortung

Professorinnen, in Randgebieten praktizierende Ärzte und Klinikleiterinnen treffen sich regelmässig am runden Tisch, um die medizinische Ausbildung den Bedürfnissen anzupassen, erläutert der Genfer Professor und Projektverantwortliche Louis Loutan. Das Hauptstudium folgt neuerdings stärker internationalen Gepflogenheiten und bietet mehr praktische Ausbildung in der Klinik. «Das Postdocstudium wurde von einem auf zwei Jahre verdoppelt. Ausserdem ist vor jeder Spezialisierung ein Jahr allgemeine Medizin obligato-

risch», erklärt der ehemalige Leiter der HUG-Abteilung für humanitäre und Tropenmedizin.

Die neue landesweite Strategie fördert die Niederlassung junger Ärztinnen und Ärzte auf dem Land. Plakate an den Anschlagbrettern der medizinischen Fakultäten, Informationsbroschüren, Videoclips in den sozialen Netzwerken und auf der Website des Gesundheitsministeriums wirken unterstützend. Zudem kommen in den ländlichen Regionen niedergelassene Hausärzte nach Bischkek, um ihre Erfahrungen, ihre Motivation und ihre Befriedigung mit den jungen Mediziner zu teilen. Mit dem Resultat, dass sich Ende des vergangenen Jahres mehr als 280 Postdocabsolventen für die Hausarztmedizin entschieden – gegen eine Handvoll fünf Jahre zuvor.

Wie Nazima Siezdbekova bereut auch Elvira Bolotbeka, die in Voenno-Antonovka, einem Dorf in der Provinz Tschüi im Norden des Landes arbeitet, ihren Entschluss nicht: «Ich bin sehr glücklich. Unser Oblast unterstützt seine Bewohner und kümmert sich um sie.» Zufrieden ist auch die Kliniksupervisorin Dinara Musayeva: «Die niedergelassenen Ärztinnen und Ärzte sind bei der hohen Belastung eine grosse Hilfe für uns.» Auf dem Land zu arbeiten, hat für die jungen Mediziner laut Dina Musayeva durchaus Vorteile: «Sie können hier praktische klinische Kompeten-

Neben der Ärzteausbildung wird bis 2021 auch die Ausbildung der Pflegerinnen und Pfleger in Kirgisistan überarbeitet.

© DEZA

zen erwerben, sind unabhängiger und haben mehr Verantwortung als in der Hauptstadt.»

Heilen und vorbeugen

Elvira Bolotbeka schätzt diese Autonomie und unterstreicht die Wichtigkeit der Hausärztinnen und -ärzte: «Welche Patienten wir selbst behandeln können und wen wir an Spezialisten verweisen, entscheiden wir. Wir widmen uns dem Menschen ganzheitlich, nicht nur einem Organ oder Teil von ihm, um die richtigen Medikamente zu verschreiben.» Elvira Bolotbeka wiederum hebt Prävention als weitere Schlüsselfunktion der Generalisten hervor: Auch in Ländern mit niedrigem oder durchschnittlichem Einkommen nehmen die nichtübertragbaren Krankheiten zu. Herz-Kreislauf-Krankheiten, Krebs und Diabetes verursachen acht von zehn Todesfällen in Kirgisistan. Dies

hat mehrere Gründe: sitzende Lebensweise, Lücken im Gesundheitswesen sowie fehlende Prävention und Früherkennung auf Hausarztstufe – mit gravierenden Folgen für Gesundheit und Staatshaushalt.

Die erwähnten Krankheiten erfordern langjährige Behandlungen und sind deshalb eine hohe Belastung. In Kirgisistan erreichen die Kosten für Behandlung und wirtschaftliche Verluste aufgrund wegfallender Arbeitskraft fast vier Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Zur Erweiterung ihres Wissens und um sie für die neuen Herausforderungen zu wappnen, werden die Landärztinnen und -ärzte in wöchentlich stattfindenden Online-Kursen weitergebildet. «Nachzügler können die Kurse später auf dem Mobiltelefon abrufen», präzisiert Louis Loutan. Ziel des Gesamtprojekts ist, den Zugang zu hochstehenden Gesundheitsdienstleistungen für alle zu verbessern. ■

GRÖßERE AUTONOMIE FÜR PFLEGEPERSONAL

Neben der Ärzteausbildung wird bis 2021 auch die Ausbildung der Pflegerinnen und Pfleger in Kirgisistan überarbeitet. Sie dauert drei Jahre, das Hauptgewicht liegt auf dem Erwerb klinischer Kompetenzen. Neu werden auch berufliche Standards eingeführt. Für den Genfer Professor und Projektverantwortlichen Louis Loutan ist klar, dass die Pflegefachkräfte bei der Betreuung und in der Kontinuität der Pflege eine Schlüsselrolle spielen. Wichtig sei zudem, ihre Autonomie und gleichzeitig eine enge Zusammenarbeit mit den Ärztinnen und Ärzten zu fördern, besonders auf dem Land.

Professorinnen, in Randgebieten praktizierende Ärzte und Klinikleiterinnen treffen sich regelmässig am runden Tisch, um die medizinische Ausbildung den Bedürfnissen anzupassen.

© DEZA

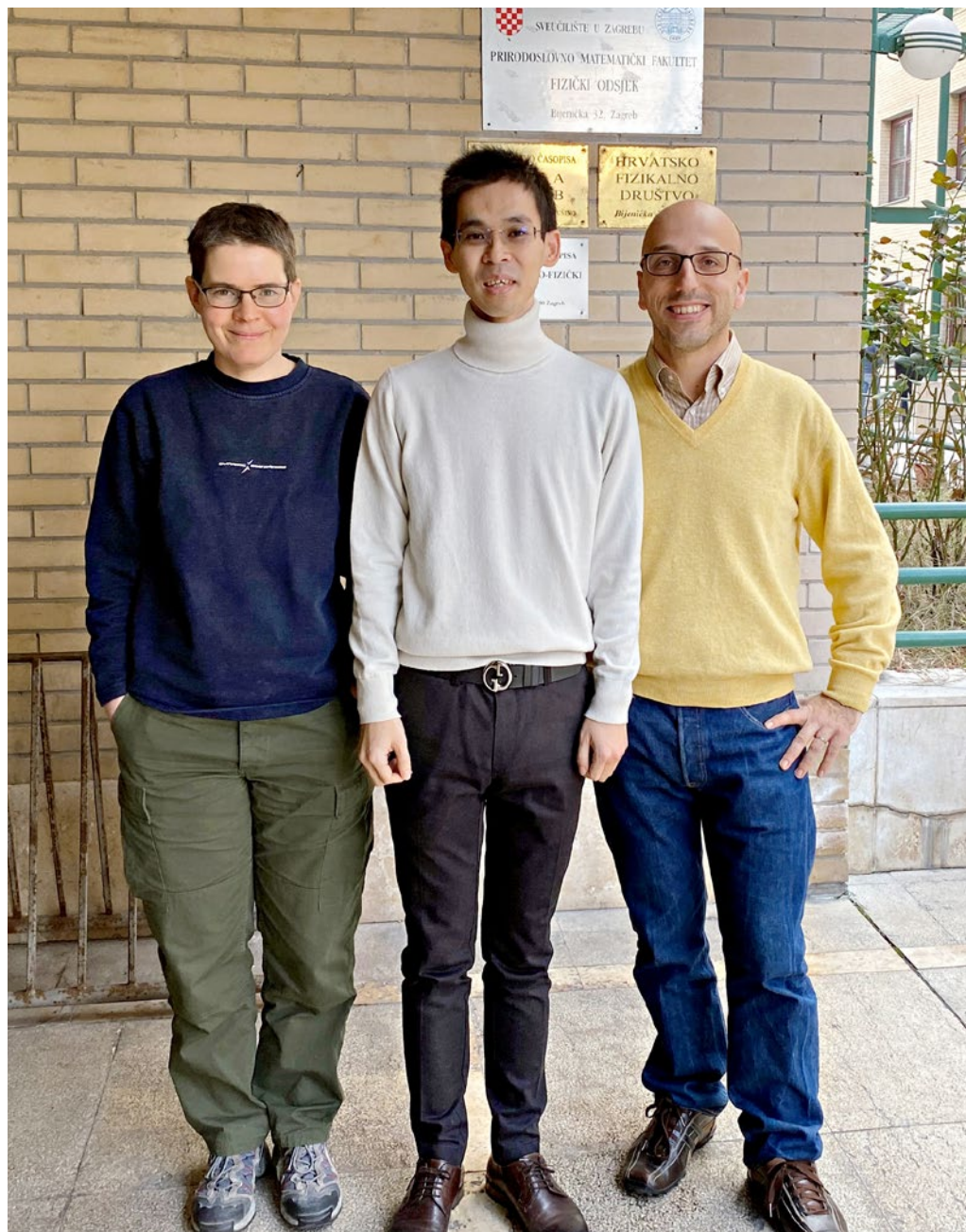


INNOVATIONSSCHUB FÜR KROATIEN

Ein Pilotprojekt in Kroatien vergibt eine Million Franken an wissenschaftliche Nachwuchstalente zur Umsetzung ihres Forschungsprogramms. Ziel: die Abwanderung von Fachkräften bremsen und Stellen schaffen.

Text: Zélie Schaller

Der japanische Postdoktorand Kosuke Nomura verliess die Universität Zagreb in Kroatien Richtung seine Heimat mit blutendem Herzen: «Das Forschungsumfeld war äusserst anregend. Ich wollte meine Arbeit hier unbedingt fortsetzen. Als ich von diesem Programm hörte, bewarb ich mich darum.» Der junge Wissenschaftler erzählt vom Tenure-Track-Pilotprogramm (bedingte Ernennung), welches unter anderem von der Eidgenössischen Technischen Hochschule Lausanne (EPFL), der DEZA und dem kroatischen Wissenschaftsministerium lanciert worden ist. Es soll Forschende im Land halten und verleiht jungen Talenten für vier oder fünf Jahre eine Assistenzprofessur. Sie erhalten ein Budget von rund 1,1 Millionen Franken, mit dem sie, völlig unabhängig, ein Labor und ein Team aufbauen können. Überzeugen die damit gemachten Erfahrungen, werden sie danach fest angestellt.



Ein erfolgreiches Trio: die kroatische Mentorin Tamara Nikšić, der japanische Forschungsleiter Kosuke Nomura und der Schweizer Mentor der ETH Lausanne, Paolo Ricci (v.l.n.r.).

© DEZA



ERFOLGREICHES MENTORAT

EPFL-Professoren begleiten freiwillig ausgewählte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Als Mentoren beraten sie diese in strategischen und administrativen Belangen. «Sie lehren sie insbesondere, ein Team zu führen, Strategien zu definieren, Bericht zu erstatten und Geldgeber anzuziehen», führt Olivier Küttel von der EPFL aus. Die Lausanner Uni betreibt seit 2000 ihr eigenes erfolgreiches Tenure-Track-Programm. Bisher konnten 171 Personen davon profitieren.

Forschungstalent: Postdoktorand Kosuke Nomura arbeitet an der Universität Zagreb an seinem Projekt in Theoretischer Nuklearphysik zur Struktur und Dynamik von Atomkernen.

© DEZA

Wachstum für alle

Kosuke Nomura erfuhr von seiner Nominierung kurz nach seiner Rückkehr nach Japan. Und so kehrte er kurzerhand in sein «geliebtes» Kroatien zurück; zu überzeugend war die Aussicht, sein eigenes Team zusammenstellen zu können. Seit Mai 2019 arbeitet er nun in Zagreb an seinem Projekt in Theoretischer Nuklearphysik für die Entwicklung eines universellen Rahmens zum Beschreiben der Struktur und der Dynamik von Atomkernen. Das Thema mag abstrakt wirken, stützt sich aber auf mathematische Modelle, die im Bankensektor, im Ingenieurwesen oder in der Industrie von Belang sein können, erläutert Olivier Küttel. Er ist bei

der EPFL für internationale Beziehungen zuständig und hat das Programm initiiert. Und er ergänzt: «Forschende ziehen andere Forschende an. Sie stimulieren die Innovation, schaffen Arbeitsplätze und kreieren Start-ups.»

«Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler knüpfen Netzwerke auf internationaler Ebene. Ein gestärkter kroatischer Forschungsstandort fördert Investitionen, den Austausch und die Öffnung des Landes. Alles Faktoren, die zu nachhaltigem wirtschaftlichem Wachstum beitragen und für die ganze Gesellschaft von Nutzen sind», fügt Susanne Zumstein an, die DEZA-Verantwortliche für die Programme in Kroatien.

Im Bereich Forschung hinkt Kroatien etwas hinten nach: Im europäischen Vergleich finden die Publikationen seiner Forschenden kaum Beachtung. Erfreulich deshalb: Kosuke Nomura und zwei weitere nominierte Forscher – eine Kroatin und ein Kroat – haben den Auftrag, die Ausstrahlung Kroatiens und Europas in ihrem Bereich zu intensivieren. ■

EINBLICK DEZA

PREISGÜNSTIGE BEATMUNGSGERÄTE

(bf) In vielen Ländern herrscht grosser Mangel an Beatmungsgeräten. Für Menschen, die – etwa wegen dem Coronavirus – Atembeschwerden haben, ist der Zugang zu diesen Maschinen oft überlebenswichtig. Gemäss der Organisation Ärzte ohne Grenzen gibt es in der Zentralafrikanischen Republik drei Beatmungsgeräte für fünf Millionen Menschen, die UNO spricht von einem eklatanten Mangel an solchen Geräten in ganz Afrika. Das EDA unterstützt nun mit einer Anschubfinanzierung ein Projekt der ETH Zürich zur Herstellung solcher Geräte in der Ukraine, die auch für Schwellen- und Entwicklungsländer erschwinglich sind. Ende Juni hat Bundesrat Ignazio Cassis mit dem ukrainischen Botschafter in der Schweiz, Artem Rybchenko, eine Vereinbarung unterzeichnet, die die Modalitäten für die Anschubfinanzierung regelt. «Das Projekt ist ein Beispiel für Science-Diplomacy», so Bundesrat Cassis. «Es zeigt auch auf, welches Potenzial die Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftssektor für die nachhaltige Entwicklung hat.»

Volumen: 1.5 Millionen CHF

SCHWEIZ: KOMPETENZZENTRUM

(rigau) Das kommende Jahrzehnt dürfte sich in Sachen Klimawandel, Biodiversitätsverlust und Bodendegradation als schicksalsträchtig erweisen. Seit Dezember 2019 unterstützt die DEZA die «Wyss Academy for Nature», ein von der Uni, dem Kanton Bern sowie der Wyss Foundation gegründetes Forschungs- und Umsetzungszentrum, in dem Wissenschaftlerinnen, Politiker, Vertreterinnen der Zivilgesellschaft und Partner aus dem Privatsektor zukunftsweisende Lösungen für einen besseren Schutz der Umwelt, nachhaltigen Ressourceneinsatz und

das Wohl der Menschen entwickeln.

Projektdauer: 2019-2022

Volumen: 3 Millionen CHF

BANGLADESCH: HILFE FÜR START-UPS

(wla) Bangladesch gilt als Wiege der Mikrofinanzierung. Für soziale Start-ups bleibt der Zugang zu Kapital jedoch eine Herausforderung: Die benötigten Investitionen sind zu gross für Mikrokredite und gleichzeitig zu klein für Investoren. Zudem fehlen den Start-ups oft das technische Know-how und nötige Grundlagen wie beispielsweise ein solider Business-Plan, um grössere Investitionen annehmen zu können. Um das Wachstum von sozialen Start-ups in Bangladesch zu beschleunigen, fördert die DEZA zusammen mit Partnern aus dem Privatsektor die Investitionsbereitschaft. Gleichzeitig schafft sie Anreize für die Unternehmen, ihre sozialen Auswirkungen auf die Gesellschaft zu verstärken. Von den damit angebotenen innovativen und günstigen Produkten und Dienstleistungen sollen insbesondere Arme und benachteiligte Menschen profitieren.

Projektdauer: 2019-2023

Volumen: 5.67 Millionen CHF

KLIMA: VERNETZTE BERGGEBIETE

(kam) Weltweit sind Berggebiete vom Klimawandel stark betroffen, zum Beispiel durch das Schmelzen der Gletscher oder das Auftauen von Permafrost. Die Schweiz nimmt in der wissenschaftlichen Erforschung und Umsetzung von Anpassungsmassnahmen in Berggebieten eine führende Rolle ein. Genau solche werden im Rahmen eines DEZA-Projekts durch ein internationales Netzwerk von Erfahrungsträgern gesammelt und validiert, um sie global auf einer

Online-Plattform zur Anwendung zur Verfügung zu stellen. In den Anden, im Himalaja, im Kaukasus und in Ostafrika werden diese Erfahrungen in den Dialog zwischen Wissenschaft und Entscheidungsträgern eingebracht, um nationale und regionale Strategien zur Anpassung an den Klimawandel zu entwickeln und umzusetzen.

Projektdauer: 2019-2023

Volumen: 5.4 Millionen CHF

APPELL AN INTERNATIONALE GEMEINSCHAFT

(bf) Die Schweiz und das Vereinigte Königreich haben Ende Mai einen Appell zur Abfederung des starken Rückgangs der Geldüberweisungen in Länder mit niedrigem Einkommen lanciert. Viele im Ausland lebende Migrantinnen und Migranten überweisen regelmässig einen Teil ihres Einkommens an ihre Familien in der Heimat. Aufgrund der Covid-19-Pandemie verzeichnen Länder mit niedrigem Einkommen jedoch einen massiven Einbruch bei diesen Geldzuflüssen. Bundesrat Ignazio Cassis hat verschiedene Amtskollegen angeschrieben, um deren Regierungen von der Idee zu überzeugen. Verschiedene Länder schlossen sich dem Aufruf zum Handeln umgehend an, unter anderem Ägypten, Ecuador, Mexiko, Nigeria und Pakistan. Der Appell will den Zugang zu Transferdienstleistungen durch zusätzliche digitale Zahlungsmöglichkeiten verbessern. Zudem ermuntert er politische Entscheidungsträger, Regulierungsbehörden und Dienstleistungsanbieter weltweit, Geldüberweisungen zu erleichtern. Schliesslich sollen Migrierende durch Informationskampagnen auf die neuen Möglichkeiten einschliesslich der digitalen Transferkanäle hingewiesen werden.

«ICH LIEBE HERAUSFORDERUNGEN»

Die neue DEZA-Direktorin spricht im Interview über ihre Zeit als Athletin und IKRK-Delegierte, über die neue Strategie der internationalen Zusammenarbeit der Schweiz und den Hindernislauf, mit dem die internationale Gemeinschaft konfrontiert ist, wenn sie die Armut besiegen will.

Interview: Luca Beti

Patricia Danzi spricht frei – die Stichwortliste vor ihr bleibt unbeachtet. Ihre Antworten enthalten häufig Anekdoten und Erfahrungen aus ihrer Zeit als IKRK-Delegierte. «Die Menschen in den Flüchtlingslagern haben alles verloren, nicht aber ihr Denken. Einmal erzählte

mir eine Frau, sie trug einen Korb voller Gemüse auf dem Kopf, von ihrer Idee, eine Obst- und Gemüsekooperative zu gründen. Ein Projekt, das sie inmitten unzähliger Zelte realisieren wollte», erinnert sich die DEZA-Direktorin. «In Peru fuhr ich mit dem Motorrad zu

den Terminen und überraschte damit meine meist männlichen Gesprächspartner». Am Ende des Gesprächs hinterlässt Danzi den Eindruck einer energischen Frau, die eine bessere Welt schaffen will. Und sie ist hartnäckig, eine Eigenschaft, die sie sich während



ihrer Karriere als Leichtathletin angeeignet hat.

Frau Danzi: 6010 Punkte und 1996 – woran erinnern Sie diese beiden Zahlen?

An die Olympischen Spiele von Atlanta. Sieben Monate vorher habe ich mir die Punkte ausgerechnet, die ich in jeder einzelnen Disziplin erzielen musste, um mich zu qualifizieren. Mein Ziel waren 6010 Punkte. Und genau dieses Resultat erreichte ich im österreichischen Götzis. Übrigens, wenn man die letzten beiden Ziffern des Olympiajahres umkehrt, erhält man mein Geburtsjahr. Eine interessante Zahlenkombination!

Nach Atlanta wechselten Sie vom Sport zum IKRK als Delegierte und erfüllten sich damit einen Kindheitstraum.

Ja genau. Mit 15 schrieb ich einen Brief ans IKRK, weil ich Delegierte werden

wollte. Das Rote Kreuz riet mir, zuerst eine Ausbildung abzuschliessen und mich danach neu zu bewerben, was ich dann auch gemacht habe.

1996 wurden Sie schliesslich IKRK-Delegierte.

Der Rollenwechsel von der Athletin zur Delegierten war drastisch, nahezu brutal. Nach dem letzten Wettkampf in Atlanta schenkte ich meine Nagelschuhe einer Kollegin und nahm anderntags in einem Konferenzsaal in Genf an einem Vorbereitungskurs des Roten Kreuzes teil.

Warum wollten Sie zum IKRK?

Als Delegierte konnte ich die Berufe meiner Eltern kombinieren. Mein nigerianischer Vater war Diplomat. Meine Mutter, eine Innerschweizerin, war Lehrerin. Als Delegierte konnte ich im Feld

arbeiten und direkt auf die Bedürfnisse der Menschen reagieren. Auch konnte ich so mit den verantwortlichen Politikern und Militärs eines Landes verhandeln, ihre Entscheidungen beeinflussen und damit wie eine Diplomatin agieren.

Die erste Mission führte Sie in die Stadt Gorazde, die während des Kriegs in Bosnien und Herzegowina zerstört wurde: Ein Sprung ins kalte Wasser.

Ich wurde in der Schweiz während dem nigerianischen Biafra-Krieg geboren. Die Geschichte meiner Familie ist gezeichnet von diesem Konflikt. Mein Grossvater kam während den ethnischen Auseinandersetzungen ums Leben. Ich selber war jedoch nie zuvor in einem kriegszerstörten Land. In Gorazde waren alle Gebäude vom Krieg beschädigt und die Einwohner traumatisiert. Zum ersten Mal war ich mit Tod und Leid konfrontiert. Dort bin ich auch dem ersten Gefängnisinsassen begegnet, eine Erfahrung, die mich vieles gelehrt hat. Auch litt ich in Gorazde unter einer unbeschreiblichen Kälte. Die Narben an den Beinen von den Verbrennungen durch den glühend heissen Bettwärmer begleiten mich noch immer.

Sie arbeiteten über 20 Jahre lang für das IKRK. Was genau faszinierte Sie da?

Als Delegierte hast du die Möglichkeit, morgens eine Frau zu treffen, die alles verloren hat, und nachmittags den Verteidigungsminister oder den Vizepräsidenten. Das zwingt dich je nach Situation und Gesprächspartner, ständig die Art der Kontaktnahme und des sprachlichen Zugangs zu wechseln – immer mit dem Ziel, das Leben der Schwächsten zu verbessern.

Die neue DEZA-Direktorin Patricia Danzi im Oktober 2018 – damals noch als Mitarbeiterin des IKRK – vor zerschossenen Ruinen der libyschen Hafenstadt Bengasi.

© IKRK





© DEZA

PATRICIA DANZI arbeitete ab 1996 als Delegierte beim Internationalen Komitee vom Roten Kreuz: in den Balkanstaaten, in Peru, in der Demokratischen Republik Kongo und in Angola. Am IKRK-Sitz in Genf war sie als stellvertretende Einsatzleiterin des Bereichs Horn von Afrika und als politische Beraterin des Direktors für internationale Einsätze tätig. Von 2008 bis 2015 hatte sie die operative Leitung des amerikanischen Kontinents inne, ab Mai 2015 leitete sie die Regionaldirektion Afrika. Patricia Danzi studierte in Lincoln (Nebraska) und Zürich und schloss mit einem Master in Geografie sowie Agrar- und Umweltwissenschaften ab. An der Uni Genf schloss sie ein Nachdiplomstudium in Entwicklungszusammenarbeit ab. Sie spricht sieben Sprachen und hat zwei erwachsene Söhne.

Was hat Sie nun gereizt, das Amt der DEZA-Direktorin zu übernehmen?

In erster Linie liebe ich Herausforderungen. Oft habe ich mich auch gefragt, wem denn meine angesammelten Kompetenzen und Kenntnisse der letzten 20 Jahre einmal nützen könnten: Die Erfahrungen aus verschiedenen Ländern, die Beziehungen zur Bevölkerung und den verantwortlichen Politikern, das Führen grosser Teams, das Vertrautsein mit der multilateralen und internationalen Szene. Ich glaube sehr an die Guten Dienste der Eidgenossenschaft, an ihre Arbeit hinter den Kulissen, aber dann auch wieder in vorderster Position, wenn es notwendig ist. Dank ihrer diplomatischen Aktivitäten, ihrer finanziellen Mittel und ihrer Pro-

fessionalität hat die Schweiz die Möglichkeit, die Welt zu verbessern. Ausserdem ist die DEZA im humanitären Umfeld sowie bilateral und multilateral aktiv. Das ist ein Vorteil, den nur wenige Geber haben.

«MIT SICHERHEIT BIN ICH EIN MENSCH, DER ZUHÖREN KANN.»

Sie sind die erste Frau an der Spitze der DEZA und kommen nicht wie ihre Vorgänger aus der Diplomatie. Was für eine Direktorin werden Sie sein?

Das werden Sie in einigen Monaten oder Jahren meine Mitarbeitenden fragen müssen. Mit Sicherheit bin ich ein Mensch, der zuhören kann. Ich möchte die Meinungen und Sorgen der Kolleginnen und Kollegen im Feld und am Sitz der DEZA erfahren und verstehen. Ebenso wie die unserer Partner in Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft. Sobald ich mir ein Bild der Lage gemacht habe, werde ich wie immer klar darlegen, was ich denke, was die Position der DEZA ist, welche Möglichkeiten, aber auch welche Grenzen sie hat. Ich bin ein positiver Mensch, liebe Ehrlichkeit und möchte einen ehrlichen und offenen Dialog innerhalb der DEZA fördern. Ausserdem erlaubt mir die Tatsache, dass ich kein «Produkt der Diplomatie» bin, vielleicht auch mehr Freiheiten.

Kaum im Amt sollen Sie nun die Botschaft und die neue Strategie der internationalen Zusammenarbeit erklären, obwohl Sie an deren Ausarbeitung nicht beteiligt waren.

Die Menschen, die die Botschaft und die Strategie geschrieben haben, haben mir damit ein schönes Geschenk gemacht. Der Text ist sehr gut gemacht. So habe ich absolut kein Problem, ihn vorzustellen und zu verteidigen. Es ist ein Arbeitsinstrument, das uns die

Möglichkeit gibt, auf neue Krisen und Situationen schnell und flexibel zu reagieren. Zudem ist es eine visionäre, zukunftsgerichtete Strategie bis weit über das Jahr 2024 hinaus.

Derzeit erleben wir die Covid-Krise. Welche Auswirkungen hat sie auf Afrika?

Die Pandemie hat schwerste soziale und wirtschaftliche Konsequenzen in Afrika. Besonders der Mittelstand leidet, Menschen zwischen 35 und 45 Jahren, denen es in den letzten zehn Jahren gelang, sich aus der Armut zu befreien, und die gegenüber den Industriestaaten keine Minderwertigkeitskomplexe mehr haben. Ärzte, Rechtsanwälte, Kleinunternehmer, die für die Zukunft Afrikas stehen, die aber das Virus nun in die Knie zwingt. Wer im informellen Sektor arbeitet, wurde hingegen der Möglichkeit beraubt, das Wenige zu verdienen, was er täglich zum Überleben braucht. Ich fürchte, dass wir uns zu spät bewusst werden, welche Auswirkungen die Krise in Afrika haben wird.

2015 hat sich die internationale Gemeinschaft zum Ziel gesetzt, die Armut auf der ganzen Welt auszurotten. Das scheint nun mit der Pandemie unerreichbar zu werden. Wenn wir an einen 100-Meter-Hindernislauf denken: In welcher Phase des Rennens befinden wir uns?

Wir haben uns erst für das Halbfinale qualifiziert und müssen noch zwei Prüfungen bestehen: erstens zurück an die Startblöcke, wohlwissend, dass in unseren Beinen bereits das erste Rennen steckt und wir nun noch schwierigere Hindernisse vor uns haben; und weil es so ist, müssen wir zweitens noch besser vorbereitet und konzentrierter sein, um das Ziel zu erreichen, ohne jemanden zurückzulassen. ■

LOKALE PARTNER ERGÄNZEN, STATT ERSETZEN

Die internationale Humanitäre Hilfe ist bestrebt, mehr Verantwortung und Budgethoheit an lokale Akteure abzugeben. Dieser Prozess der Lokalisierung bringt neben vielen Vorteilen auch Herausforderungen mit sich.

Texte: Christian Zeier

Kommt es auf der Welt zu einer Katastrophe oder humanitären Krise, ist das Muster meist dasselbe: Lokale Organisationen, zivilgesellschaftliche Gruppierungen, Regierungsbehörden oder betroffene Gemeinschaften leisten einen Grossteil der humanitären Hilfe vor Ort – die meisten internationalen Hilfsgelder jedoch fliessen erst mal an UN-Organisationen oder grosse internationale NGOs. Weil mit den Finanzen oft auch die Kontrolle einhergeht, wehren sich immer mehr lokale Akteure gegen dieses Ungleichgewicht. Stellvertretend für sie forderte etwa Lan Mercado, Oxfam-Regionaldirektorin für Asien, an der letztjährigen Asia Pacific Humanitarian Leadership Konferenz: «Wir müssen das System, in dem die Geldgeber den lokalen Organisationen die Bedingungen diktieren, umstellen – auf ein System, in dem die Entscheidungsgewalt bei den lokalen Akteuren liegt.»



DIE ROLLE DER SCHWEIZ

Als Mitorganisatorin der Arbeitsgruppe Lokalisierung des Grand Bargain veranstaltet die Schweiz Diskussionsforen, unterstützt den Dialog zwischen den Beteiligten und fördert so den Entscheidungsprozess. Im ersten Jahr sei die Diskussion stark von der Suche nach gemeinsamen Definitionen geprägt gewesen, sagt Regina Gujan, stellvertretende Leiterin der Abteilung Multilaterales bei der DEZA. Mittlerweile gehe es stärker um die Frage, wie die Verpflichtungen in die Praxis umgesetzt werden können. Vor kurzem konnte die Arbeitsgruppe erstmals unverbindliche Leitlinien publizieren.

nitarian Leadership Konferenz: «Wir müssen das System, in dem die Geldgeber den lokalen Organisationen die Bedingungen diktieren, umstellen – auf ein System, in dem die Entscheidungsgewalt bei den lokalen Akteuren liegt.»

Finanzierung ohne Umwege

Die Vorteile einer solchen Lokalisierung sind vielfältig – ganz besonders, bei Reiserestriktionen wie in der Covid-19-Krise. Anders als die meisten internationalen Organisationen sind lokale Akteure nicht nur während, sondern auch vor und nach Krisensituationen vor Ort. Ihre Hilfe komme oft als erstes

Die ukrainische Rotkreuz-Gesellschaft nutzt die von der DEZA zur Verfügung gestellten Gelder auch dafür, ihre Beziehungen zu lokalen Gemeinschaften zu stärken.

© DEZA

bei den Bedürftigen an, hält die Internationale Föderation der Rotkreuz- und Rothalbmond-Gesellschaften (IFRC) in einem Bericht fest. Weiter hätten lokale Akteure besseren Zugang zu gewissen Regionen oder Personengruppen, verfügten über ein ausgeprägteres Verständnis der örtlichen Begebenheiten und ihre Aktionen seien in der Regel kostengünstiger. Zudem lassen sich

durch die direktere Finanzierung Management- und Verwaltungsauslagen sparen.

Auch um diese Vorteile zu nutzen, wurde 2016 der Grand Bargain – die grosse Absichtserklärung – der humanitären Hilfe unterzeichnet. Die wichtigsten Geldgeber im humanitären Sektor, darunter Geberländer, Nichtregierungsorganisationen, die UNO sowie die Rotkreuz-/Rothalbmondbewegung, einigten sich auf 51 Verpflichtungen, die zur Verbesserung der humanitären Hilfe führen sollen. Eines der Ziele: die stärkere Beteiligung lokaler Akteure sowie deren «möglichst direkte Finanzierung». So wurde aus dem schwer fassbaren Konzept der Lokalisierung ein Grundprinzip, an dem sich die bedeutendsten Geldgeber der humanitären Hilfe orientieren wollen. Sogar eine quantitative Vorgabe wurde definiert: Bis 2020 sollen mindestens 25 Prozent aller humanitären Gelder direkt oder über höchstens eine Zwischenstelle an lokale Akteure fliessen.

Werte und Partnerschaften

Als Unterzeichnerin des Grand Bargain und Mitorganisatorin der Arbeitsgruppe zur Lokalisierung ist die Schweiz nahe am Thema dran (siehe Randspalte). Alles deutet darauf hin, dass die Absichtserklärung Anreize für die Umsetzung eines Lokalisierungsansatzes geschaffen und den Erfahrungsaustausch erleichtert habe, heisst es im aktuellsten unabhängigen Rechenschaftsbericht zum Grand Bargain. Auch in der DEZA sei das Bewusstsein für die Lokalisierung gestärkt worden, sagt Regina Gujan, stellvertretende Leiterin der Abteilung Multilaterales. Man achte beispielsweise stärker darauf, lokale Partner zu ergänzen, statt sie zu ersetzen. Auch wird besser darauf geachtet, dass deren Betriebskosten angemessen finanziert sind, um lokale Kapazitäten zu stärken.

Das 25-Prozent-Ziel haben im Jahr 2018 laut Selbstdeklaration die Organisationen ActionAid (77%), Cafod (68%), Chris-

tian Aid (42%), Unicef (36%) und das IFRC (33%) erreicht. Die Schweiz steigerte ihre direkten Zahlungen an lokale Akteure zwischen 2016 und 2019 von sechs auf neun Prozent; könnte sie auch Gelder ausweisen, die über eine Zwischenstelle an lokale Akteure flossen, wäre der Anteil höher.

«Wir arbeiten an einer weiteren Erhöhung», sagt DEZA-Mitarbeiterin Regina Gujan. «Wichtig ist, dass es in die richtige Richtung geht». Man könne die Lokalisierung aber nicht auf die reinen Finanzflüsse reduzieren. «Wir müssen auch überlegen, auf welchen Werten unsere Partnerschaften mit lokalen Akteuren beruhen», sagt Regina Gujan. «Wie entwickeln wir gemeinsam Projekte? Wie können wir ihre Stimme voll einbringen? Wann ist bei Koordinationssitzungen eine Übersetzung nötig? Manchmal sind es Nuancen, die entscheiden, ob eine Partnerschaft auf Augenhöhe entsteht.» Ziel sei es, komplementäre Beziehungen aufzubauen, in denen lokale und internationale Organisationen ihre Stärken einbringen.

Regina Gujan sieht aber auch Grenzen der Lokalisierung. Besonders im Konfliktkontext könnten bestimmte lokale Akteure als nicht neutral wahrgenommen werden, und in Kontexten mit grosser Unsicherheit dürfe man die Risiken nicht komplett auf lokale Akteure abwälzen. Eine Lokalisierung werde zudem oft durch fehlende Kapazitäten erschwert.

Noch brennt die Flamme des Mutes

«Es gibt lokale Akteure, die sehr gut aufgestellt sind und solche, die grosse finanzielle Beträge kaum bewältigen können», sagt sie. Die DEZA wolle die beste Hilfe für die Bedürftigsten leisten, müsse aber auch dem Parlament gegenüber Rechenschaft ablegen, dass die Mittel richtig eingesetzt werden. «Im Vordergrund stehen immer unsere Prinzipien der Humanitären Hilfe», so Gujan. «Sie muss unparteiisch, unabhängig, menschlich und werteorien-

tiert sein». Wie stark eine Lokalisierung unter diesen Bedingungen möglich ist, sei kontextabhängig.

Klar ist, dass sich der Prozess der Lokalisierung erst am Anfang befindet. «Eine systemweite Verschiebung ist noch nicht erkennbar», heisst es etwa im Rechenschaftsbericht 2019 zum Grand Bargain.

«Es gibt noch viele Stolpersteine auf dem Weg zu einem echten Systemwechsel», sagte Jemilah Mahmood, ehemalige Unter-Generalsekretärin des IFRC, in einer Rede Anfang 2020. Sie sehe viele positive Beispiele, stelle aber fest, dass den lokalen Akteuren noch immer zu wenig Vertrauen entgegengebracht werde. Noch immer seien zu viele Finanzierungen zweckgebunden und zu wenige direkt sowie über mehrere Jahre angelegt. «Die Flamme des Mutes, die den Grand Bargain hervorgebracht hat, kämpft gegen heftigen Gegenwind», so Jamila Mahmood. «Aber sie brennt noch». ■

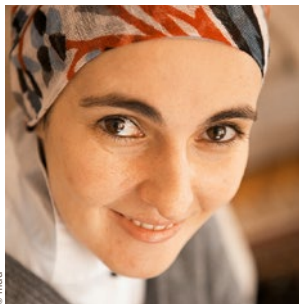
SCHWEIZER LOKALISIERUNG

Die DEZA unterstützt die Lokalisierung der Humanitären Hilfe. Ein Beispiel dafür ist etwa die National Society Investment Alliance, welche von der Schweiz finanziell unterstützt wird. Die Initiative wurde von der Rotkreuz-/Rothalbmondbewegung ins Leben gerufen und fördert ganz direkt deren nationale Gesellschaften bei der Stärkung ihrer Kapazitäten und ihrer organisatorischen Entwicklung. 48 Organisationen haben sich in der ersten Runde für die flexible und mehrjährige Unterstützung beworben; ausgewählt wurde neben anderen die ukrainische Rotkreuz-Gesellschaft. Sie nutzt die Gelder, um zur Bewältigung der anhaltenden Krise im osteuropäischen Land beizutragen und ihre Beziehungen zu lokalen Gemeinschaften zu stärken.

Carte blanche

NEUE ALTE WELT

Unsere Welt ist geteilt. Gespalten zwischen den Privilegierten und den Nichtprivilegierten. In diesem wie in jedem anderen Sinn ist mein Heimatland ein komplexes, vielschichtiges und einzigartiges Land. Es liegt in Europa, auf dem Balkan, der seit jeher ein religiöser und ethnischer Schmelztiegel und Heimat der einzigen indigenen muslimischen Bevölkerungen Europas ist. Religiös gesehen bin ich Muslimin. Kulturell gesehen Westeuropäerin. Die Ignoranten und die Arroganten würden sagen, das sei ein unmöglicher Widerspruch. Doch ich habe die Welt immer als Aussenstehende aus der Warte einer typischen



AIDA BEGIĆ wurde 1976 in Sarajevo geboren. Ihr Erstlingsfilm «Snijeg» (Schnee) gewann 2008 am Filmfestival von Cannes den Grossen Preis der Jury. Ein Jahr später gründete sie die unabhängige Produktionsfirma Film House. Ihr zweiter Film «Djeca» wurde 2012 am Cannes-Festival in der Sparte «Un Certain Regard» gezeigt und von der Jury mit einem Sonderpreis ausgezeichnet. Für den Kurzfilm «Album», der Teil des Dokumentarfilms «Bridges of Sarajevo» ist, schrieb sie das Drehbuch und führte Regie. Aida Begić ist Professorin an der Academy of Performing Arts Sarajevo. Ihr dritter Film «Never leave me» über syrische Waisenkinder wurde auf verschiedenen Festivals weltweit gezeigt und ausgezeichnet. Momentan arbeitet sie an ihrem vierten Film «A Ballad».

unterprivilegierten Vertreterin einer sozialen Minderheit betrachtet.

Als die Verbreitung des Corona-Virus ihren Höhepunkt erreichte, wollte ich gerade mit den Dreharbeiten zu meinem neuen Film beginnen. Wir brachen das Vorhaben ab, und mich überkam das vertraute Gefühl einer bevorstehenden Katastrophe. Als jemand, der bereits eine Apokalypse – die vierjährige militärische Belagerung von Sarajevo – überlebt hatte, konnte ich nicht anders, als mich in düsteren Zukunftsprognosen verlieren, statt optimistisch nach vorne zu schauen.

Ich erzählte meinen Studenten in einer Online-Vorlesung in tragisch-düsterem Tonfall, dass es die Welt, wie wir sie kennen, nicht mehr gibt, und verblüffte sie mit meiner Frage, ob ich ihnen irgendwie helfen könne, dieser Tatsache ins Auge zu sehen. Für sie, eine privilegierte Generation, die nie einen Krieg erlebt hat, war die Pandemie einfach eine willkommene Pause in ihrem hektischen Leben.

Ich war ziemlich sicher, dass wie immer die ärmsten Länder und die verletzlichsten Menschen am meisten leiden würden. Doch das neuartige Corona-Virus schreckte auch vor der Ersten Welt nicht zurück: Zum ersten Mal in der jüngeren Geschichte attackiert ein neues tödliches Virus nicht nur arme afrikanische Länder, sondern führende Politiker, Sportler, gesunde und junge Menschen weltweit. Auch die privilegiertesten Menschen hatten wenig in der Hand, um sich zu schützen.

Plötzlich fühlte sich die Welt real an; die Unterschiede zwischen den Menschen wurden ausgelöscht. Jede und jeder war bedroht, unabhängig von Ruhm, Reichtum oder dem politischen System, in dem wir leben. Ich fragte mich,

ob uns dieses gemeinsame Leiden auch gemeinsamen Wohlstand bringen, unsere Welt zu einem besseren Ort, uns Menschen mitfühlender, weniger gierig und umweltbewusster machen könnte? Aber mein verstecktes, optimistisches inneres Ich, das an Gleichheit und Freiheit glaubt, wurde bald von unseren politischen Führungskräften zurückgedrängt, die aus der Pandemie skrupellos Profit schlugen, auch mit dringend benötigten Beatmungsgeräten.

Bosnien ist nicht das Mass aller Dinge, doch stellt sich die Frage, ob wir unsere zunehmend gierige, egoistische und tief gespaltene Welt überhaupt noch «reparieren» können. In Krisenzeiten offenbaren die Menschen oft ihren wahren Charakter. Dasselbe gilt für Gesellschaften. Die Gesellschaft, in der ich lebe, hat wenig gezeigt, worauf sie stolz sein kann. Hingegen hat sich gezeigt, dass sie als reiche Quelle der Inspiration für Kunstschaffende dient. Als Regisseurin bin ich privilegiert. Ich kann die Welt distanzieren, aus der Warte einer unparteiischen Aussenseiterin und durch eine geistige Linse betrachten.

Inzwischen bin ich zu meinem neuen Film mit dem poetischen Titel «A Ballad» zurückgekehrt. Ich werde das Drehbuch an die veränderte Welt anpassen. In der Hoffnung, dass wir in den nächsten Jahren nicht nur Filme über Isolation und Pandemie drehen und sehen werden, versuche ich, das Schöne in der Apokalypse, die Hoffnung in der Verzweiflung, einzufangen und mir vorzustellen, wie unsere neue Alte Welt aussehen wird. Ich möchte kein aufregenderes Leben und schon gar nicht Zeugin einer historischen Wende werden. Doch ist es ein Privileg, einen Moment zu erleben, der die Menschheit zum Stillstand zwingt, während Kirschblüten und Flamingos die Welt zurückerobern. ■

«EIN EWIGER FREMDER ZU SEIN, IST DAS DUNKELSTE GEFÜHL»

In seiner Heimat ist er ein Star, in Europa kannte ihn lange niemand.

Der kurdische Schriftsteller Bacht yar Ali spricht im Interview über das Fremdsein, das Schreiben im Exil sowie die Bedeutung seiner Muttersprache Sorani.

Interview: Christian Zeier



Bachtyar Ali, Sie leben seit Mitte der 1990er-Jahre in Deutschland, ihr erster Roman wurde aber erst 2016 auf Deutsch übersetzt. Wie lebt es sich als unübersetzter Schriftsteller?

Man fühlt sich unsichtbar, wie jemand, der sein wahres Gesicht nicht zeigen kann. Die Gefahr ist, mit der Zeit zu vergessen, dass man einst Schriftsteller war. Mir persönlich hat es geholfen, viel zu schreiben. Das war wie eine Art Mechanismus der Psyche, um die schriftstellerische Seele zu verteidigen und sie am Leben zu erhalten. Das anhaltende Schreiben ist wie ein Beatmungsgerät.

das nicht zulässt, dass der Schriftsteller in deinem Inneren erstickt.

Wie wichtig ist es für Ihr literarisches Schaffen, dass Sie auf Sorani schreiben?

Wie jeder andere Autor der Welt hielt ich es für mein gutes Recht, meine Muttersprache zur Sprache meiner Werke zu machen. Als ich nach Deutschland kam, hatte ich bereits seit langem auf Kurdisch geschrieben und eine grosse Leserschaft in Kurdistan. Dieser den Rücken zuzukehren und in einer anderen Sprache zu schreiben, wäre sehr schwierig gewesen. Und wenn ich auf Kurdisch schreibe, kann ich die Wirkung der Kraft der Literatur auf die Menschen wahrnehmen. Das beflügelt mich.

Werden Ihre Romane von der kurdischen Leserschaft anders aufgenommen als von der deutschen?

Der auffallendste Unterschied ist, dass die kurdische Leserschaft die Texte weniger als der Fantasie entsprungen betrachtet. Die historischen Hintergründe der Romane haben kurdische Leser zum Teil durchlebt. Für sie ist die fantastische Seite meines Werks fest mit den realen, historischen Ereignissen verbunden. Da manche europäische Leser diesen historischen Hintergrund nicht ausreichend kennen, kommen ihnen meine Texte wie Fiktion vor, die politische und gesellschaftliche Themen behandelt.

Haben Sie als bekannter Schriftsteller eine besondere Verantwortung gegenüber Ihrer Heimatregion?

Es ist die Aufgabe der Intellektuellen im Orient, der Freiheit eine klare Bedeutung zu geben, sich gegen Diktatoren und gegen religiösen und nationalistischen Fanatismus aufzulehnen, gegen Machtmonopole und Gewalt in jeglicher Hinsicht. Diese Pflichten gelten nicht

nur für die Kurdische Autonomieregion, denn dieselben Krisen sind in allen politischen Systemen des Orients anzutreffen. Deshalb befinden sich unzählige Intellektuelle in einem täglichen Kampf, um zu zeigen, dass Politik ein humanes Gesicht haben kann.

Ihr Buch «Perwanas Abend» beschreibt den zentralen Konflikt zwischen Liebe und Religion in einer islamischen Gesellschaft. Können Sie dessen Bedeutung erläutern?

Ohne Freiheit der Frauen ist die Freiheit der Liebe unmöglich. Die Freiheit der Frauen bedeutet aber völlige Auflösung der erstarrten Strukturen von Macht und Gesellschaft im Orient. Die islamische Herrschaft ist ursprünglich auf einer grundsätzlichen Trennung zwischen Mann und Frau aufgebaut. Diese Unterschiede haben mehr als nur kulturelle und religiöse Bedeutung, denn auch die politische Form der Gesellschaft basiert darauf. Jede Form von Freiheit kann das Zusammenbrechen der religiösen Herrschaftsformen bedeuten. Alles, was mit der Freiheit der Liebe zu tun hat, wird untersagt, weil sie

BACHTYAR ALI gilt als bekanntester zeitgenössischer Schriftsteller und Poet der Autonomen Region Kurdistan. Er wurde 1966 in Sulaimaniya im Nordirak geboren und geriet bereits früh in Konflikt mit der Diktatur Saddam Husseins. Der Autor brach sein Geologiestudium ab, um sich der Poesie zu widmen, engagierte sich aber weiter politisch. Sein erster Gedichtband «Gunah w Karnaval» (Sünde und Karneval) erschien 1992. Mitte der Neunzigerjahre floh er aus dem Irak nach Deutschland. Sein umfangreiches Werk umfasst Romane, Gedichte und Essays. 2017 wurde Bachtyar Ali mit dem Nelly-Sachs-Preis ausgezeichnet, 2019 erschien mit «Perwanas Abend» sein bislang letztes Buch auf Deutsch.

massgeblich zu einer Umwälzung beitragen kann. Alle Ängste im Orient haben als Wurzel die Angst vor der Liebe.

Inwiefern beeinflusst das Exil, das Schreiben in der Fremde, Ihre literarische Arbeit?

Für mich hat das Exil seine klassisch geografische Bedeutung verloren. Im Zeitalter der Digitalisierung lebt niemand im Exil, und niemand hat eine Heimat. Ich denke, der Begriff «Fremde» ist ein Produkt, das in unseren Gedanken und in der Fantasie der Gesellschaft

erschaffen wurde. In den westlichen Gesellschaften gibt es die Tendenz, Fremde für immer als fremd zu betrachten. Rechtsxtremisten bemühen sich, «ewig Fremde» zu erschaffen und sind die Hauptfürsprecher dieses Prozesses. Aber er hat auf kultureller und

sich in meinen Werken und hat sehr viel mit meiner persönlichen Erfahrung zu tun.

Sie haben sich mal als «Nomaden im Herzen» bezeichnet. Fühlen Sie sich selbst noch immer fremd oder auch zu Hause?

Ich war an vielen Orten, die ich liebte. Sowohl in Kurdistan als auch in Deutschland gibt es viele Orte, deren schöne aber auch abstossende Seiten ich erleben durfte. Aber im Grunde existiert für mich Heimat nicht. Es ist eine Utopie, ein Hinweis auf einen langen Weg, der kein festes Ziel hat. Heimat ist eine Fata Morgana, auf die wir immer zugehen, die wir aber nie erreichen. Solange die Sehnsucht einen treibt, andere Orte zu suchen, bleibt sie fern. Nur wer sich entschieden hat, an einem Ort zu bleiben, ohne davon zu träumen, weiterzuziehen, kann davon sprechen, eine Heimat gefunden zu haben. ■

Eine Langversion dieses Interviews finden Sie unter www.eine-welt.ch

**«HEIMAT IST EINE UTOPIE,
EIN HINWEIS AUF
EINEN LANGEN WEG,
DER KEIN FESTES ZIEL HAT.»**

psychischer Ebene viele andere Kanäle und einen hohen Stellenwert. Diese Industrie, die den «Fremden» produziert, ist etwas, das wie alle anderen Verbrechen bekämpft und gestoppt werden muss. Denn ein ewiger Fremder zu sein, das ist das dunkelste Gefühl, das einen im Exil einholt. Der Kampf gegen dieses Gefühl des Ausgeschlossenenseins findet

Werden die Schmetterlinge nachhause finden? Für Bachtyar Ali ist Heimat eine nie erreichbare Fata Morgana und sehr zerbrechlich, genauso wie die verfallende Schönheit Perwanas (Schmetterling auf Sorani) in seinem Roman «Perwanas Abend».

© Leroy Francis/Hemis/laif
© Hal Beral/VWPics/Redux/laif





EINDRÜCKLICHE VISION

(er) Zum Hinhören lädt eine glasklare und kraftvolle Frauenstimme ein. Sie gehört der iranischen Singer-Songwriterin Nelia Safaie. Ihr klagender, melancholischer, sehnsuchtsvoller und sehr selten hoffnungsvoller Gesang wird durch den vollen Klang des Holzblasinstruments Duduk betont. Behutsam weben dazu die von der Sängerin selbst gespielten Langholzlaute Setar, Teer und Baghlama zusammen mit Bass, Gitarre und Perkussion ihrer drei Mitmusiker, aus Norwegen und der Türkei, einen gelassen dahingleitenden musikalischen Teppich. Das ist die Essenz des in einer Kirche in Oslo eingespielten Debütalbums «Songs from Lands of Silence» mit den meist selbst geschriebenen, von der 43-Jährigen in der persischen Sprache Farsi vorgetragenen Liedern. Die Texte handeln nicht nur vom iranischen Auftrittsverbot für Sängerinnen (so wie der CD-Titel vermuten lässt), sondern von der Erwartung, dass das Licht das Dunkel der gewalttätigen und dramatischen Veränderungen im Alltag durchbricht und die Schönheit der Welt in den Vordergrund stellt – eine eindrückliche Vision! *Nelia Safaie: «Songs from Lands of Silence» (Kirkelig Kulturverksted)*

MUSIK

MAGISCHES HÖRERLEBNIS



(er) Die uralte Sufi-Bruderschaft Gnawa stammt ursprünglich aus Gebieten südlich der Sahara, aus Niger, Mali, Guinea, Elfenbeinküste und Ghana. Die Sufis wurden in Zeiten des Sklavenhandels ins einstige

Grossreich Marokkos verschleppt. Hier pflegen die Gnawas auch heute noch ihre Kultur der Rituale, der spirituellen Gesänge und die damit verbundene rhythmisch vielschichtige Musik, die sie von Generation zu Generation weitergeben. In diese Welt ist der Marokkaner Majid Bekkas hineingeboren worden. Er gilt als einer der profiliertesten Gnawa-Musiker der Welt und hat bereits über zwei Dutzend Alben veröffentlicht. Nun treibt der 63-Jährige mit seiner charismatischen Stimme, seinem virtuosen Spiel der Kastenhalslaute Guembri, der Kurzhalslaute Oud und der Gitarre den dänischen Drummer Stefan Pasborg, den Trompeter Goran Kajfeš wie auch den Pianisten Stefan Nordenström (beide aus Schweden) zu mitreissenden Improvisationen an. Eigensinnig funkig

und flirrend sphärisch verdichten sich Klänge und Rhythmen zur atemberaubenden World-Jazz-Trance mit Sogwirkung – ein magisches Hörerlebnis. *Majid Bekkas: «Magic Spirit Quartet» (ACT/Edel)*

EINZIGARTIGE KLANGLANDSCHAFT



(er) Eine helle, hohe Frauenstimme ist im Dialog mit einer warmen, leicht heiseren Männerstimme, dazu gesellen sich lockerer Chorgesang und rhythmische Rufe. Zur Begleitung schaffen traditionelle chinesische Instrumente wie die Bambusmundorgel Lusheng, die dreisaitige Basslaute Sanzian oder die kleinere, ebenfalls dreisaitige Langhalslaute Adiza einen stampfenden, hie und da ruhigen Swing. Darin finden auch Flöte, E-Bass, Drums und Maultrommel ihren musikalischen Platz. Das ist die Musik des seit über fünfzehn Jahren zusammenspielenden Quintetts Manhu aus der Provinz Yunnan im Südwesten Chinas. Die lauten Trinklieder wie die eindringlichen Balladen wurzeln in den Traditionen des kaum bekannten Stammes der Sani, einer ethnischen Minderheit des Yi-Volkes. Mit den elf Titeln des Debüt-Albums «Voices of the Sani» holt die Band faszinierende Klänge und Rhythmen aus der Vergangenheit zurück, führt diese behutsam in die Moderne und verschmelzt so die Töne des alten mit denen des neuen Chinas. Es entsteht eine einzigartige Klanglandschaft. *Manhu: «Voices of the Sani» (Riverboat Records/World Music Network)*

FILME

LOKAL ANBAUEN, INTERNATIONAL ARGUMENTIEREN



(ng) Der kenianische Kleinbauer Kisilu Musya dokumentiert in einem Videota-

gebuch die Auswirkungen der häufiger werdenden Extremwetterereignisse, die ihn und seine Familie existenziell bedrohen. Er macht sich in seiner Community für angepasste Anbaumethoden stark und reist als Vertreter von Kleinbauern und Kleinbäuerinnen zur UNO-Klimakonferenz in Paris. Der Dokumentarfilm «Danke für den Regen» erzählt von den Erlebnissen und Herausforderungen eines ehrgeizigen Bauern, der sich einerseits im lokalen Kontext mit neuen Strategien den veränderten klimatischen Bedingungen anzupassen versucht und sich andererseits den grossen Entscheidungsträgern und -trägerinnen der Welt entgegenstellt. «Danke für den Regen»; Dokumentarfilm von Julia Dahr und Kisilu Musya, Kenia/Norwegen/GB 2017; online per Video on Demand (VOD) unter www.education21.ch/de/filme

SÜDSUDANESISCHE EINLADUNG



(wr) Filme aus dem Südsudan sind keine alltägliche Sache. Der letzte wurde vor 40 Jahren gedreht. Umso mehr erstaunt es, mit «You Will Die At 20» von Amjad Abu Alala einen Erstling zu entdecken, der es in sich hat und als bestes Debüt in Venedig ausgezeichnet wurde. Der Filmemacher erzählt seine Adoleszenzgeschichte mit ausgeprägtem visuellem Bewusstsein und in einer Art, die das Lokale global erscheinen lässt, geht es doch um die Selbstbestimmung von Kindern und Jugendlichen. Als Muzamil zur Welt kam und gesegnet werden sollte, brach ein Derwisch zusammen und sagte: «Zwanzig.» Der Imam interpretierte das dahingehend, dass Muzamil nur 20 Jahre zu leben habe. Sehr schnell vergessen wir die Prophezeiung und interessieren uns wie der Filmemacher für das, was vor unseren Augen geschieht, für den Augenblick. Alala sagt: «Muzamil ist einer von uns, ist wie viele von uns, wenn wir in der Rolle, die die Gesellschaft uns zuweist, stecken bleiben. Mein Film ist eine Einladung zur Freiheit.» «You Will Die at 20» von Amjad Abu Alala; der Film kann gestreamt werden auf www.filmingo.ch

BÜCHER

ZIEMLICH VIELE ZWILLINGE



(bf) Beim Volk der Yoruba im Südwesten Nigerias liegt die Geburtenrate von Zwillingen zehnfach höher als sonstwo. Ein Umstand, der entweder mit mythischem Eifer gefeiert oder aber verdammt wird. Auf den Spuren dieser Geschichte lichten die beiden Fotografinnen Sanne de Wilde aus Belgien und die Französin Bénédicte Kurzen Zwillinge in spannungsreichen und farbintensiven Porträts ab. Ihr Spiel mit der Verdopplung nutzen sie für die Inszenierung einer ideenreichen Fotografiegeschichte, die Doppelblende und -belichtung sowie Spiegelungen und Farbfilter einsetzt. Mit diesen Verfahren der Bildfindung ergeben sich magische Doppelporträts. Die vibrierende Ausdruckskraft dieser preisgekrönten Serie fängt der Bildband Seite für Seite ein. Das Doppelstehen wird zum Normalfall. Und das nicht nur, weil man es mit gleich zwei Fotografinnen und ihren künstlerischen Projekten zu tun hat. «Land of Ibeji» von Sanne de Wilde und Bénédicte Kurzen; Verlag Hatje Cantz, Berlin 2020

BOOM-LITERATUR

(bf) José María Arguedas, geboren 1911 in Andahuaylas (Peru), gehört zu den grossen Vergessenen der sogenannten lateinamerikanischen Boom-Literatur. Er war Ethnologe und der prominenteste Vertreter des literarischen Indigenismus. In seinen Romanen versuchte er, die indigene Tradition Perus mit der dominanten westlich geprägten Kultur zu versöhnen. Mit dem aktuellen Kampf der Indigenen in Bolivien, Ecuador und Peru erhält das Werk Arguedas wieder neue Aktualität. Der 1969 in seinem Todesjahr geschriebene Roman «Der Fuchs von oben und der Fuchs von unten» spielt in Chimbote an der peruanischen Pazifikküste. Rasend hat sich die Stadt vom Dorf zum Zentrum der Fischmehlindustrie entwickelt: ein Moloch aus Hafenkneipen, Bordellen und Slums, in denen ausgebeutete indigene Arbeiter aus den Bergen hausen. Das Grossstadtleben und die gefährdete Natur beschreibt Arguedas in Bildern des Zerfalls: Möwen

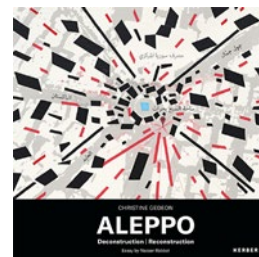
und Hunde streiten um Abfälle eines leergefischten Meers, im flackernden Stimmengewirr spricht jeder für sich allein. Arguedas' letztes Buch gilt als der grosse peruanische Roman des 20. Jahrhunderts. «Der Fuchs von oben und der Fuchs von unten» von José María Arguedas, Wagenbach Verlag, Berlin 2019

GRENZEN SIND FIKTIVE GEBILDE



(bf) Der Zürcher Fotograf Roger Eberhard setzt sich in seinem neuen Bildband «Human Territoriality» mit Grenzen auseinander: «Es ist schon ironisch, dass Menschen oder ganze Völker so viel Stolz und Protektionismus aufgrund von Grenzen entwickeln, obwohl sie wissen, dass es fiktive Gebilde sind, die sich laufend ändern oder gar ganz verschwinden.» Eberhards Fotografien zeigen ehemalige Grenzgebiete rund um den Globus und quer durch die Menschheitsgeschichte. Manche Grenzverläufe verschoben sich aufgrund des klimatischen Wandels oder landschaftlicher Eingriffe nur um einige Hundert Meter, andere verschwanden, weil die Grossreiche auf beiden Seiten niedergegangen waren. Zusammen mit den ausführlichen Bildunterschriften helfen die Fotografien, das vielgestaltige kartographische Puzzle unserer Welt zu entschlüsseln. In einer Zeit von Massenmigration, Grenzmauern und erstarkendem Nationalismus zeigen sie die Wechselhaftigkeit dieser menschengemachten Gebietsmarkierungen. «Human Territoriality» von Roger Eberhard, Edition Patrick Frey, Zürich 2020

SYRISCHE ERINNERUNGEN



(bf) In ihrem Buch «Aleppo» beschäftigt sich die in Syrien geborene und in den USA aufgewachsene Christine Gedeon

mit Orten in Syrien vor dem Bürgerkrieg, die zwischen Alltag und Tragik Teil ihrer Familiengeschichte sind. Auf der Suche ihrer Wurzeln besuchte Gedeon bis 2006 mehrere Male Syrien. Aleppo wollte sie auf einer ihrer nächsten Reisen besuchen, doch diese Pläne wurden durch den Krieg zunichte gemacht. So begab sich Gedeon auf eine künstlerische Reise, indem sie ein sehr persönliches, konzeptuelles Kartierungsprojekt realisierte: Sie erstellte digitale Zeichnungen für Orte in Syrien und simulierte Gebiete, die durch Bombenangriffe zerstört worden sind. Aufgrund des ungewissen Zustands der Stadt schuf sie eine Version von Aleppo, die allein der Erinnerung zugänglich ist. Ihr Buch ist ein bewegendes Zeugnis für Vergänglichkeit und das heilende Vermögen der Kunst, ergänzt durch Familienfotos und einen Aufsatz von Nasser Rabbat. *«Aleppo» von Christine Gedeon, Kerber Verlag, Bielefeld 2020*

VOM LERNEN UND VERLERNEN



(bf) In «Kollektive Amnesie» beschäftigt sich die Südafrikanerin Koleka Putuma mit dem Schwarz- und Frau-Sein und taucht dabei unerschrocken in die Geschichte ihres Landes ein. Ihre Gedichte fordern Gerechtigkeit, pochen auf Sichtbarkeit und bieten Heilung. Putuma erforscht in ihnen Konzepte von Autorität – in akademischer Welt, Religion, Politik und Beziehungen –, um zu fragen, was wir gelernt haben und was wir verlernen müssen. Trauer und Erinnerung, Schmerz und Freude, Sex und Selbstliebe machen «Kollektive Amnesie» zu einer kraftvollen Würdigung und Offenbarung all dessen, was vergessen und ignoriert worden ist – sowohl in der südafrikanischen Gesellschaft als auch in uns selbst. Die 1993 im südafrikanischen Port Elizabeth geborene Koleka Putuma ist eine preisgekrönte Dramatikerin und Spoken-Word-Künstlerin. Vor zwei Jahren wurde sie vom «Forbes Magazine» in die Liste der 30 vielversprechendsten afrikanischen Kreativen unter 30 aufgenommen. Koleka Putuma lebt derzeit in Kapstadt.

«Kollektive Amnesie» von Koleka Putuma, Verlag AfriKA Wunderhorn, Heidelberg 2020

NIGERIAS GEFÄHRLICHE SCHWESTERN



(bf) Es ist das erste Buch der 32-jährigen Nigerianerin Oyinkan Braithwaite. Sie feierte damit im englischsprachigen Raum einen fulminanten Erfolg und gewann dafür mehrere Preise. Nun ist «Meine Schwester, die Serienmörderin» auch auf Deutsch erschienen. Vordergründig ein Krimi, entwickelt sich die Geschichte schnell zu einer überaus witzigen Komödie mit tiefschwarzem Humor über die Liebe in Zeiten der Digitalisierung. Gleichzeitig ist es eine Abrechnung mit dem patriarchalischen System und eine amüsante Geschichte über Familie und Verantwortung gepaart mit sozialen und psychologischen Einblicken in den nigerianischen Alltag. Im Zentrum stehen zwei ungleiche Schwestern: Die schöne Ayoola hat die Angewohnheit, ihre Männer umzubringen, die Krankenschwester Korede ist dafür zuständig, hinter ihrer Schwester aufzuräumen. Probleme ergeben sich erst, als sich beide in den gleichen Mann verlieben. Der euphorisch gefeierte Roman ist so beiläufig feministisch wie abgründig. *«Meine Schwester, die Serienmörderin» von Oyinkan Braithwaite, Verlag Blumenbar, Berlin 2020*

IMPRESSUM

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache, online auch auf englisch.

Herausgeberin
Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee
Patricia Danzi (verantwortlich)
Georg Farago (Gesamtkoordination)
Nathalie Carter, Beat Felber, Marie-Noëlle Paccolat, Özgür Ünal

Redaktion
Beat Felber (bf - Produktion), Luca Beti (lb), Zélie Schaller (zs), Samuel Schlaefli (sch), Christian Zeier (cz)
E-Mail: deza@eda.admin.ch

Gestaltung, Lithografie und Druck
Stämpfli AG, Bern
Wiedergabe
Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht

Abonnemente und Adressänderungen
«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: Kommunikation EDA, Bundeshaus West, 3003 Bern
E-Mail: deza@gewa.ch

860215346

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier und versendet ohne Verpackungsfolie.

Gesamtauflage: 47 400

Titelseite: In Indiens Hauptstadt Neu-Delhi scannt eine Arbeitsmigrantin ihren Fingerabdruck, um erstmals in ihrem Leben eine nationale Identitätskarte zu erhalten
© Ruth Fremson/NYT/Redux/laif

ISSN 1661-1667

www.eine-welt.ch
www.deza.admin.ch

FERNSUCHT



Theater als Lebensschule

Der Schauspieler Ouelgo Téné ist in Burkina Faso aufgewachsen und lebt in Basel. Für seine Rolle als Hauptmann von Köpenick wurde er für den deutschen Theaterpreis «Der Faust» nominiert.

Ich reise regelmässig nach Burkina Faso, besuche dort die Familie oder arbeite mit Freunden an Kunstprojekten. Wir, die reisen, geben unsere Erfahrungen weiter und lernen selbst Neues – es ist ein Geben und Nehmen. Dieses Weggehen ist sehr wichtig – es inspiriert mich und bietet eine neue Perspektive auf meine Arbeit. Wenn ich lange nicht reise, fühlt sich mein Notizbuch mit Ideen, die ich in Burkina Faso ausprobieren möchte. Ich habe Koproduktionen mit Menschen aus unterschiedlichsten Ländern erlebt. Wenn sich Kulturen inspirieren, profitiert die Kunst zweihundertprozentig davon. Leider gibt es immer noch Menschen, die dazu nicht bereit sind. Als ich etwa am Theater Altenburg den deutschen «Hauptmann von Köpenick» spielte, löste das eine Polemik aus. Das war echt schade. Neben dem Schauspiel engagiere ich mich für den Verein AADO, der in Burkina Faso eine kostenlose Kunstschule für Kinder betreibt. Sie sollen ein gesundes Selbstbewusstsein entwickeln und lernen, dass sie nicht weggehen müssen, um etwas zu erreichen. Was Kunst bewirken kann, habe ich selbst erlebt: Nachdem ich nicht mehr zur Schule gehen konnte, bot mir das Theater eine Alternative. Es hat mir eine neue Welt gezeigt.

(Aufgezeichnet von Christian Zeier)

**«Unter dem Mangel an Daten leiden
vor allem die Verletzlichsten.»**

Francesca Perucci, Seite 9

**«Man muss privilegiert sein,
um nicht ans Auswandern zu denken.»**

Dalal Mitwally, Seite 23

**«Ich habe mich oft gefragt, wem denn meine
angesammelten Kompetenzen und Kenntnisse der
letzten 20 Jahre einmal nützen könnten.»**

Patricia Danzi, Seite 34
